Die Hand des Fremden.

Zweiter Band.

Die Hand des Fremden.

Historischer Roman

von

Bernd von Guseck.

Zweiter Band.

Leipzig,
Hermann Costenoble.
1857.

Erstes Kapitel.

Heimkehr! Süßes Wort! Nur der vermag die ganze Fülle innigster Befriedigung, welche in ihm liegt, zu empfinden, den die herzlose Fremde tief verletzt hat und dem es nun vergönnt ist, der traulichen Stätte wieder zu nahen, wo ihm liebende Herzen entgegen schlagen, treue Freunde mit warmem Händedruck ihn willkommen heißen, der Laut der vaterländischen Mundart ihn neu begrüßt, und er nach Mühen und Leiden sich behaglich niederlassen kann, die Herzensruh wieder zu finden, welche die Ferne getrübt hat.

Der alte Herr von Theinau hatte dieses Gefühl bis jetzt noch nicht gekannt, da er bei seiner Vorliebe immer gern auswärts gewesen war und in den letzten Jahren — sagen wir es ehrlich heraus — bei zerrütteten Vermögensumständen nur die Nothwendigkeit

ihn gezwungen hatte, die Freistatt in Wilsheim, wo er zugleich seiner Nichte ein Schutz und Beistand sein sollte, anzunehmen. Die Erinnerung an die glänzenden Scenen, deren Theilnehmer er sonst gewesen war, hatte ihn in seiner Zurückgezogenheit nie verlassen, und mit der Zeit auch die Vorstellung von seiner eigenen Rolle, die er einst in der großen Welt gespielt hatte, sehr gesteigert, so daß er, wie es zuweilen geht, Dinge selbst für wahr hielt, die er, streng genommen, eigentlich nur gewünscht hatte. Jetzt war ein Rückschlag über ihn gekommen, und der Schiffer kann den Hafen nach stürmischer Meerfahrt nicht freudiger begrüßen, als er das graue Dach von Wilsheim, als es ihm endlich fernher sichtbar wurde. Nur vor Einem fürchtete er sich: vor dem Berichte, den er abzulegen hatte, vor dem Eingeständniß aller persönlichen Demüthigungen, die er erlitten — unter diesen war ihm die kränkendste, daß ihn der große Turenne nicht hatte kennen wollen.

„Steht nicht das Hinterpförtlein zum Garten offen?“ fragte er den Knecht, nach der Stelle zeigend, wo sein Auge sie suchte. Der Knecht bejahte es.

„Halt an. Ich werde zu Fuß durch den Garten

gehen," sagte der alte Herr, ließ sich vom Wagen helfen und schritt dann durch die kleine, nur halb angelehnte Thür in den schattigen Garten hinein, dessen Kühle ihm nach der langen Fahrt auf sonniger Straße wohl that. Dieser Theil des eingehegten Raumes war von der Hand der Kunst verschont geblieben, welche in der Nähe des Schlosses geradlinige Beete gezogen, und dazwischen aus Taxusbäumen grillenhafte Figuren geschnitten, sonst aber kein Schatten gebendes höheres Gewächs geduldet hatte. Nur, wo die Mauer sich der Landstraße näherte, war die Vegetation sich selbst überlassen geblieben, dort standen starke Bäume, dort wucherte üppiges Haselgesträuch, das schon viele junge Nüsse angesetzt hatte, und ein einziger Fußpfad schlängelte sich hindurch, auf welchem Herr von Theinau langsam mit heimlich lächelndem Gesicht, der bevorstehenden Ueberraschung sich freuend, dahinschritt. Sie sollte ihm aber selbst werden.

Er stand am Rande des Gebüsches still, wo der Fußpfad in einen breiten Gang mündete, der in schnurgerader Richtung zum Schlosse führte. Kein Mensch war im ganzen Garten zu sehen, Alles still, nur längs der Mauern hörte er das Geräusch seines

Wagens, welcher langsam, wie befohlen, fuhr, um ihn nicht vorzeitig anzumelden. Eben wollte er nun den grünen Schirm, hinter welchem er sich noch verborgen hielt, verlassen, als sich in seine Hände, die er auf den Rücken gelegt, eine fremde kleine Hand fügte — er sah sich betroffen um und blickte in die schalkhaften Augen seiner Enkelnichte, welche nun laut aufjauchzend an ihm in die Höhe sprang, beide Arme um seinen Hals warf, ihn zu sich hernieder zog und zärtlich küßte: neben ihr stand die Mutter, die ihn freudig begrüßte. Da überkam es den alten Mann plötzlich mit nie gekannter Gewalt, er konnte sich nicht helfen, die hellen Thränen stürzten ihm aus den Augen, er küßte seine Nichte mit inniger Liebe und sagte aus tiefster Brust: „Gott sei Dank, daß ich wieder hier bin!"

Sie führten ihn nach den Schlosse; Frau von Mosbach fragte mit wohlthuendem Eifer nach Allem, was ihn betroffen hatte, er gab nur allgemeine, unzusammenhängende Antworten, die ausführliche Erzählung sparte er sich für das ruhige spätere Beisammensein auf — aber sie ersah doch schon, daß es ihm nicht wohl ergangen sei, und klagte sich an, daß sie

die Reise, welche er nur ihretwegen unternommen, geduldet habe.

„Ihr seid in Heidelberg nicht geblieben,“ sagte sie. „Ich weiß es — aber Ulrich hätte Euch nicht fortlassen sollen, es war sehr unrecht von ihm, ich bin ihm wahrhaft böse deshalb.“

„Seid Ihr?“ antwortete der Oheim lächelnd. „Und wie hätte er es verhindern sollen? Ihr glaubt doch nicht, daß ich mich durch Vorstellungen von Gefahren hätte abhalten lassen? — Es giebt freilich eine Art von Gefahren —“ setzte er ernst hinzu — „an deren Möglichkeit, daß sie mir arriviren könnten, ich freilich nicht entfernt gedacht hatte. Doch davon später!“

Johanna fragte jetzt nicht weiter, aber die Ungeduld des jungen Mädchens, das an seiner Hand ging, ließ sich nicht so leicht beschwichtigen. „Ihr seid bei den Franzosen gewesen, über'm Rhein,“ rief Louise. „O, wir wissen Alles. Der Vetter hat es uns geschrieben, als Mama den Wendelin auf dem Bayard nach Heidelberg schickte, und der hat auch den Schliepmann getroffen, der hat's auch gesagt, und gestern ist der Schliepmann wieder in Theinau gewesen, da hat ihn die Amme gesehen, da hat er

ihr erzählt, daß Ihr krank gewesen seid und daß Euch Graf Kreuth habe pflegen lassen."

„Mich pflegen lassen!" rief Theinau. „Aber ja — es ist in gewisser Beziehung wahr."

„Und wegen meiner Geschichte, wißt Ihr, wo er mich verkauft haben sollte, ist auch Alles ganz anders," fuhr Louise fort. „Das hat der gute Schliepmann der Amme Alles erzählt, und er will heut' oder morgen herkommen, wenn es die Mutter erlaubt."

„Ihr habt Euch doch nicht wieder mit diesem nichtswürdigen Landläufer eingelassen?" fragte Theinau erschrocken. „Der kann Euch nur neue gefährliche Anschläge spinnen!"

„Er will mir eine Friedensbotschaft bringen, Onkel!" sagte Johanna mit besonderer Betonung. „Ich erzähle Euch Alles, sobald Ihr Euch nur etwas erholt habt. Alles wird ja nun gut werden!" Sie sah ihm dabei so hell und glücklich in die Augen, daß er von ihrer Zuversicht einen Strahl in seine eigene Seele aufnahm. Eine Friedensbotschaft — der Sinn des Wortes konnte nicht mißverstanden werden. Vielleicht hatten doch die Vorstellungen, welche er dem harten Manne so dringend gethan,

nachträglich noch Eingang bei ihm gefunden; der Krämer war sein Bote und Werkzeug zu bösen Zwecken gewesen, warum sollte er ihn nicht auch zu dem edlen Vorhaben brauchen, wirklich Frieden zu bringen? Es bedurfte freilich dazu keiner Botschaft, wenn er nur die starrsinnige Verfolgung seines Zieles aufgab, doch wäre dann immer noch die Besorgniß vor ihm geblieben, und so war es wohl der edelste Sieg über sich selbst, welchen er durch die Verkündigung krönte, daß Johanna in Zukunft nichts mehr von ihm für ihre Ruhe zu befürchten habe. Dafern es ihm Ernst war!

Sie waren jetzt in die Nähe des Schlosses gekommen und die Amme, welche mit ihrem Spinnrocken am Fenster saß, bemerkte zuerst die Heimkehr des alten Herrn; sie eilte hinaus und verkündigte sie laut, von allen Seiten kamen die Dienstleute herbei, ihn willkommen zu heißen, denn seine Herzensgüte, die ihn auch bei Vergehen niemals zu harten Worten oder gar Strafen kommen ließ, am wenigsten, wenn seine eigene Person im Dienste vernachlässigt worden war, hatte ihm die allgemeine Zuneigung erworben — obgleich er selten mit dem Gesinde sprach. Es gehört so wenig dazu, daß Vornehme sich die Liebe

der Niedern gewinnen, und doch geschieht es so selten in dem Maße, wie es sein könnte — wenn sie nur erkennten, daß allerdings ein hoher Werth darauf zu legen ist. In Zeiten, wo Alles glatt weg geht, der Hohe nur zu winken braucht und der Niedere blind gehorcht, in den Tagen des Sonnenscheins, wo kein Unglück seine schwarzen Schatten in das Haus wirft — o, da glauben sie, der Menschen, die so tief unter ihnen stehen, daß sie kaum noch erkennen, ob es auch wirklich Menschen sind, nimmer zu bedürfen! Aber in Zeiten der Trübsal und Noth! Dann erst wird es gewürdigt, aber leider oft zu spät.

Aber hier war ein anderes Verhältniß. In der Zeit, wo der Druck noch hart auf den Unterthanen lastete — denn das waren die Hintersassen dem Adel, der als ihr unumschränkter Herr zwischen ihnen und dem Fürsten stand, in der schlimmen Zeit, welche die Aufgabe hatte, die grausen Folgen des Krieges zu tragen, der dreißig Jahre unsers Vaterlandes blühendste Fluren verheert, war auf den Gütern, welche Frau von Mosbach gehörten, die Abhängigkeit von der Herrschaft nur fühlbar, wenn es für diese Gelegenheit gab, Noth und Elend der Armen zu mildern. Mit Freuden hätte darum auch die

ganze Bevölkerung der beiden Ortschaften Leib und Leben, wenn es gefordert worden wäre, für die gütige Herrin geopfert.

An der Spitze der Dienstleute trat Wendelin zuerst hervor, Herrn von Theinau seine Freude auszudrücken, daß er glücklich wieder da sei. Dieser konnte hier doch nicht unterdrücken, was ihm beim Anblicke des gewesenen Kriegsmannes sogleich einfiel. — „Ich habe den Chevalier gesehen," flüsterte er seiner Nichte zu, welche vor dieser störenden Erinnerung betroffen wurde.

„Und Euch mit ihm verständigt? Gott sei Dank, daß ich ihn bei den Seinigen weiß!" rief sie. „Wenn ich nur auch sein Eigenthum ihm bald zurückstellen könnte!"

Theinau hütete sich, ihre Annahme, daß es ihm gelungen sei, sie in Clermont's Augen einigermaßen zu rechtfertigen, durch die Thatsachen der Begegnung mit ihm zu widerlegen. Er vertröstete sie nur, daß sich die Gelegenheit, welche sie wünsche, gewiß bald finden werde, sagte Wendelin und den Leuten, die sich im Hausflure versammelt hatten, einige freundliche Worte und begab sich dann, auf die wiederholte Erinnerung seiner Nichte, vorerst in sein

eigenes Zimmer, wohin sein Diener ihm folgte. Mit welchem Gefühl des Behagens ließ er sich, nachdem er das Reisekleid mit seinem bequemen Hausrocke vertauscht hatte, in den gepolsterten Lehnsessel nieder, und streckte und dehnte sich, als sei ihm noch nie so wohl gewesen.

„Gnädiger Herr —“ sagte der Diener, welcher unterdessen die Taschen der abgelegten Kleider leeren wollte — „ich finde hier gar nichts — nur ein Päckchen Kräuter —“

„Nein — ich bin — ich habe Alles verloren, kein Wunder in dem Kriegsgetümmel, in das ich gerathen bin. Es ist ein Unglück — wer kann dafür!“

„Und Euer Gnaden Mantel — das andere Gepäck — ist wohl noch auf dem Wagen?“

„Alles fort — ich habe nichts weiter. Geh nur und laß mich ein Weilchen ruhen.“ Der Diener entfernte sich und eilte gleich in den Stall hinab zu dem Knechte, welcher seinen Herrn gefahren hatte. Hier fand er bereits ein zahlreiches Auditorium versammelt und den vortragenden Knecht in der Mitte seiner schrecklichen Erlebnisse, deren Erzählung die guten Leute mit Entsetzen füllte.

Den alten Herrn duldete es nicht lange in seinem Stübchen; er hatte zuviel auf dem Herzen, das er besprechen mußte. Anfangs wollte er seinen Erzählungen eine künstliche Draperie geben, um, wie er sich in Gedanken ausdrückte, deren parties honteuses zu verkleiden, auch begann er in diesem Sinne, als er mit seiner Nichte und deren Töchterchen, das sich aufmerksam lauschend an sein Knie schmiegte, im großen Saale saß und sich an den köstlichen Sommerfrüchten labte, welche ihm Louise im Garten selbst gepflückt hatte; aber bald setzte das Licht der Wahrheit, dem die leichtfertige Umhüllung allzu nahe kam, dieselbe in Brand und nun konnte er sich, wenn er nicht in tausend Widersprüche verstrickt als Lügner dastehen wollte, nicht mehr helfen: er mußte getreulich berichten, was ihm geschehen war. Ja, er gerieth dabei in eine wahre Lust der Selbstpeinigung, vergleichbar jenen Flagellanten oder Geißelfahrern früherer Jahrhunderte, er schonte sich in keiner Hinsicht mehr, schilderte jede Beleidigung, jede Kränkung mit lebendigen Farben und bewegte dadurch seine theilnehmenden Zuhörerinnen zu Thränen. „Um meinetwillen habt Ihr das Alles erduldet!“ rief Johanna. „Wie soll ich das gut machen!“

Sie wollte ihm die Hand küssen, er duldete es aber nicht, sondern sagte heiter: „Es ist ja nun Alles überstanden, ich bin wieder bei Euch, bin zwar wieder gekommen, wie ein zerzauster Sperling, dem die meisten Federn ausgerupft sind, aber doch gesund, ja ich glaube, die schwarze Frau bei Philippsburg hat mich gründlich curirt. Tschirikla — wie gefällt Dir der Name, Louischen?"

„Tschirikla —" wiederholte Louise lachend. „Das klingt, wie der Ruf einer Drossel."

„Möchte es doch wahr sein, daß sie Euch gründlich geheilt hätte!" sagte Frau von Mosbach. „Aber lassen wir nun diese bösen Erinnerungen! Ihr seht nicht krank aus, Onkel, darüber freue ich mich und so wollen wir denn in unserm friedlichen Wilsheim Alles vergessen, was draußen Trauriges in der Welt vorgeht."

Friedlich war es in Wilsheim und die junge Frau hatte es verstanden, Alles um sich her so schön und traulich einzurichten, daß Jeder sich hier wohl fühlen mußte. Niemals war der Reiz dieses Stilllebens dem Oheim so zum Bewußtsein gekommen, als heut': es schien, als sähe er Manches zum ersten Male, an dem er seine besondere Freude hatte, und

wirklich vergaß er über dem Sonnenscheine der Gegenwart Alles, was am Horizonte der Zukunft drohend dunkelte.

Am folgenden Morgen erst, nachdem er eine Nacht des süßesten Schlummers genossen, wie sie ihm seit seiner Abreise nicht zu Theil geworden war, kam er wieder auf unklare Dinge in seiner jüngsten Vergangenheit zu sprechen. Am nachhaltigsten schien auf ihn gewirkt zu haben, was er Turenne zum Vorwurf machte, und er sprach sich darüber offen aus. „Wenn sich ein Mann in seinen großen Verhältnissen, wo er Tausende kennen lernt, eines Fremden nicht mehr erinnert, so ist das erklärbar, aber wie ich es mit seinen gerühmten adeligen Tugenden in Einklang bringen soll, daß er mir rundweg Alles abschlug, ohne ein erklärendes Wort, weiß ich in der That nicht!"

In dieser Rede, noch mehr in dem Tone, mit welchem sie gesprochen wurde, lag eine merkwürdige Veränderung der früheren Ansichten des Onkels. Frau von Mosbach war schon gestern Abend von einer Aeußerung ihres scharfsinnigen Kindes betroffen worden. „Mama," hatte Louise gesagt, als der alte Herr sich entfernt hatte, „der Großonkel hat deutsch

reden gelernt!" Das Kind hatte Recht. Es war auffällig, wie der Onkel die fremden Ausdrücke, mit denen er sonst seine Reden so reichlich durchschoß, daß oft auf zwei deutsche Worte immer ein ausländisches kam, seit seiner Heimkehr vermied. So leid es ihr that, daß er so herbe Kränkungen erfahren hatte, konnte sich Johanna doch des Gedankens nicht erwehren, daß er wohl auch in anderer Beziehung, als auf die Gicht, gründlich curirt zu sein scheine, und sie mußte, nun sie Acht darauf gab, manchmal im Stillen lächeln.

Er brachte die Rede bald auch auf Kreuth, und äußerte seine Hoffnung, daß es ihm Ernst sein möge mit der versöhnlichen Gesinnung, die er durch den Krämer, seinen Boten, kund gegeben hatte. Dieser war nämlich, wie Frau von Mosbach schon gestern Abend dem Onkel erzählt, am vorigen Tage, nachdem er sich lange nicht mehr in der Gegend hatte sehen lassen, wieder in Theinau beim Verwalter Hänisch gewesen und dort mit der Amme zusammengetroffen, die ihn dann gleich und, wie man sich denken kann, nicht eben schonend zur Rede gestellt hatte. Gegen den Wassersturz von Worten, den sie ihm über den Kopf goß, war nicht zu kämpfen gewesen, er hatte

still gehalten, und die Amme endlich durch sein Lächeln, mit dem er ruhig ihrem Schelten und Drohen zugehört, aus der Fassung gebracht, so daß sie auf einmal mitten in ihrem Ergusse abgeschnappt. „Ist Sie nun fertig?“ hatte er darauf mit seiner Fistelstimme gefragt, und dann, ohne sich auf eine Rechtfertigung einzulassen, seine Botschaft an Frau von Mosbach vorgetragen. Sie lautete wörtlich — er hatte sie der Amme zwei Mal wiederholt und zur Bestellung eingeschärft: „Graf Kreuth wünscht der langen Ungewißheit ein befriedigendes Ende zu machen, er hat mir, dem Krämer Schliepmann, eine Bestellung aufgetragen, die nur mündlich abgegeben werden soll. Wenn ich also nicht mit Hunden vom Hofe gehetzt werde, so will ich mich morgen in Wilsheim einfinden. Hat aber die gnädige Frau keine Lust, mich zu hören, so kann sie mir ja Einen an's Thor stellen, der mich abweist.“ Frau von Mosbach, obwohl sich ihr Herz in entschiedenem Widerwillen regte, wenn sie an Kreuth dachte, hatte doch die Botschaft, welche einen befriedigenden Ausgang der langen Spannung verhieß, nicht ablehnen wollen, und welche Hoffnungen sie darauf setzte, bewies ihr heiteres Gesicht bei einem Gespräch, das sonst jedesmal

ihr glückliches Temperament beunruhigte. Der Oheim freute sich darüber, nur blieb ihm die schnelle Wandlung immer wunderbar, die in Kreuth vorgegangen sein mußte, wenn er sich zurückrief, welche furchtbare Absicht er eigentlich mit ihm vorgehabt hatte. Davon wußte Johanna nichts, es war der einzige Punkt, welchen er seiner Nichte geflissentlich verschwieg: glücklicherweise war ihr ja die entsetzliche Wahl, die ihr der grausame Verfolger zu stellen gedroht, erspart geblieben.

„Dort kommt er!" rief Louise, welche aus dem Fenster geschaut hatte, das gerade dem Hofthore gegenüber lag. Johanna veränderte ein wenig ihre Farbe; es war ihr, als falle ein Tropfen eiskalt in das warm pulsirende Herz, doch ging die Anwandlung schnell vorüber, und sie sah dem Krämer, der wirklich in Begleitung der Amme, welche ihm am Thore aufgelauert hatte, über den Hof kam, erwartungsvoll entgegen. Am Eingange des Schlosses blieb er stehen, die Amme ging hinein, ihn zu melden.

„Mama, er hat ja seinen Kasten nicht mehr," sagte Louise, die noch immer am Fenster stand.

Frau von Mosbach achtete nicht auf sie, sondern

hörte die Amme an, welche ihr die Bitte Schliepmann's vortrug, sie ganz allein, ohne einen Zeugen, zu sprechen.

„Mein Onkel wird doch dabei sein können!“ erwiederte die Dame. „Ich habe keine Geheimnisse vor meinem Onkel. Hast Du ihm gesagt, Amme, daß Herr von Theinau gestern zurückgekehrt ist?“

„Ich habe ihm nichts gesagt — was geht ihn das an?“ entgegnete die Amme.

„Meine liebe Johanna,“ nahm der Oheim das Wort, „die Sache scheint doch zu wichtig, um den Mann abzuweisen. Laßt mich immerhin davon bleiben, Ihr werdet dann ja beurtheilen, ob sich die Botschaft, die er bringt, zur Mittheilung an mich eignet. Ich verzichte im Voraus darauf, wenn Ihr es nicht für gut befindet.“

So willigte Frau von Mosbach denn ein, Schliepmann ohne Zeugen zu empfangen, und während die Amme ihm Bescheid brachte, entfernte sich Theinau mit seiner Enkelnichte, die ihm sehr ungern folgte, durch die Nebenthür, und widerstand auch der Versuchung, welche Louisens Bitte ihm bereitete, im anstoßenden Gemache zu bleiben. — Der Krämer trat ein, bückte sich vor Frau von Mosbach sehr tief und

ließ dabei seine hurtigen Blicke rings über den großen Saal schweifen, ob nicht hinter den Postamenten mit den alten Wappenschildern, welche dessen Hintergrund schmückten, irgend ein Lauscher verborgen sei.

„Du hast kein gutes Gewissen gehabt, Schliepmann," sprach die Dame, aber ohne ein Zeichen des Unwillens, „sonst wärst Du wohl früher gekommen."

„Wie soll ich kommen, da sie mich bis über'n Rhein geschleppt haben und ausgeplündert, daß ich nackt und bloß war, wie eine Made, verzeihen Euer Gnaden! Ich bin ja ein Bettelmann geworden, Ihr seht, mein ganzer Kram ist verloren — was sollt' ich Euer Gnaden bringen, da Ihr die schöne Kette mit den drei Ringen, die ich Euch einmal anbot, nicht einmal sehen wolltet, geschweige kaufen!"

„Davon weiß ich nichts —" erwiederte Frau von Mosbach.

„So! Hat's die Amme nicht bestellt!" rief der Krämer. „Nun wer weiß, wer weiß! Manchmal weiß ein armer Kerl vor den Krallen der Geier eine Kleinigkeit noch zu verstecken — und wenn ich Euer Gnaden rathen soll, so denkt bei Zeiten auch daran! Es ist etwas in der Luft, gnädige Frau, ich will nichts gesagt haben, aber wer sein Hab' und Gut lieb hat,

der sieht sich nach einem guteu, festen Topf um und nimmt einen Spaten in die Hand. Euer Gnaden verzeihen, daß ich mich so erdreiste."

„Du hast eine Botschaft an mich zu bestellen?" fragte Frau von Mosbach.

„Die hab' ich und komme damit immer noch zurecht. Euer Gnaden sollten nicht so stolz in den Wind schlagen, was ich Euch sage. Eine Schwalbe ist nur ein schlechter Vogel, aber wenn sie in der Luft schreien und ängstlich fliegen, suchen kluge Leute unter Dach und Fach zu kommen."

„Glaubst Du denn, daß sich ein Gewitter über unserer Gegend zusammenzieht?" fragte Frau von Mosbach, welche sich doch dem Eindruck seiner unheimlichen Worte nicht ganz versagen konnte.

„Ich glaub's nicht, ich weiß es!" erwiederte der Krämer. „Euer Gnaden sind immer freundlich gegen mich gewesen," fuhr er fort und trat der Dame näher, so daß er ganz leise sprechen konnte, „ich möcht' Euch gern einen Dienst erweisen — und wenn Ihr Euren Leuten nicht gern Alles zeigen wollt, wo es gerathen ist, beiseit zu bringen, was man fremden Fäusten nicht vergönnen mag, so nehmt meine Hülfe an."

„Sprich deutlicher!“ rief die Dame. „Du scheinst eine Plünderung für uns zu befürchten.“

„So und dergleichen, wer weiß, was noch Alles mehr! Schlagt meine Warnung nicht in den Wind — packt zusammen, was Ihr von Kostbarkeiten habt, und wenn's Nacht ist, will ich's vergraben!“

Er hob seinen listigen Blick, der bisher auf den zierlich ausgenähten Schuhen, welche den kleinen Fuß der jungen Frau umschlossen, geruht hatte, fand aber die gehoffte Wirkung seiner Worte auf ihrem Antlitze nicht. Das war nicht die Farbe der Furcht, dieser Strahl ihres Auges kein unstät flackerndes Irrlicht!

„Ich danke Dir für Deine gute Absicht, Schliepmann,“ sagte Frau von Mosbach freundlich. „Was Du mir gesagt hast, werde ich Dir nicht vergessen. Aber nun bitte ich um Deine eigentliche Botschaft.“

Da zog der Krämer, indem er seine schmalen Lippen zusammen kniff, ein buntes Tuch aus seiner Rocktasche, wickelte dasselbe sorgfältig auseinander und enthüllte einen Brief, um welchen es geschlagen war. Ohne ein Wort zu sagen, überreichte er das Schreiben an die Dame, und trat dann bis an die Thür zurück, ihre weitern Befehle erwartend. Er sah ganz genau, daß die Hände der schönen Frau zitterten, als

sie die Aufschrift des Briefes betrachtete, und seine Augen schärften sich, um den Eindruck zu beobachten, der sich erst beim Lesen offenbaren würde. Diese Vergünstigung sollte ihm jedoch nicht werden, denn sie besann sich plötzlich und sagte zu ihm: „Ich werde Dich rufen lassen, Schliepmann, wenn ich meine Antwort fertig habe. Du kannst Dich unterdessen ausruhen — die Amme wird Dir Mittagbrod geben.“ Sie sprach das mit dem ruhigen Tone der Herrin, auf welchen sich keine Erwiederung ziemt und der Krämer mußte sich entfernen.

Zweites Kapitel.

Johanna war allein. Noch hatte sie den seidenen Faden nicht gelöst, welcher im Wachs des Siegels festgedrückt den verhängnißvollen Brief umschloß, wie es zu jener Zeit üblich war. Ihre Hand zitterte jetzt, da kein Beobachter nahe war, noch mehr, ihr Busen wallte in banger Besorgniß — denn vor den wohlbekannten Schriftzügen, hart und schroff, wie der Mann, der sie geschrieben hatte, zerrann auf einmal die Hoffnung, in welche sie sich bei dem Wortlaute seiner Botschaft gewiegt. Konnte Kreuth ihr Frieden bringen?

Sie durchschnitt den Faden, entfaltete das Blatt und las. Furchtbar mußte der Inhalt sein, denn sie erblaßte tödlich und ihre Augen verdunkelten sich, daß sie die Sehkraft fast verloren. Bebend, mit Anstrengung las sie weiter, aber ihre Farbe kehrte allmälig

zurück und wurde zur Rosenglut, ein Erstaunen, ein Lächeln machte sich in wachsender Bewegung bemerkbar, auf einmal brach sie in ein silberhelles Lachen aus, so fröhlich, wie es nur das leichte Blut einer Pfälzerin mit schnellem Uebergange aus tiefstem Schmerze zu glücklicher Heiterkeit erzeugen kann. Mögen strenge Richterinnen Nachsicht mit ihr haben, sie war noch immer in vieler Beziehung ein harmloses Kind und konnte es vielleicht bleiben, bis ihr braunes Haar zu Silber wurde. „So ist Alles nicht wahr!“ rief sie und eilte mit dem Briefe in der Hand zu ihrem Oheim, um ihm mitzutheilen, daß Kreuth ihn noch immer in der Gefangenschaft bei der schönen Tschirikla glaube und ihr eine Drohung gemacht, welche sie Anfangs bis zum Tode erschreckt habe, die sie aber jetzt nur für einen boshaften Scherz halten könne —

„Adam Kreuth scherzt niemals!“ unterbrach sie der Oheim ernsthaft.

„Doch, doch, Onkel!“ rief Johanna. „Das kann anders in keines Menschen Seele kommen! Hört nur!“

Den Eingang, der nach einer kurzen, schrecklichen Mahnung an den Tod ihres Gatten von alter Liebe

und Treue sprach, sie daran erinnerte, daß ihre Weigerung, die Seinige zu werden, ihn hinaus in den Krieg gegen die Ungläubigen und dann in die Verbannung aus dem Vaterlande getrieben habe, diesen Eingang las sie nicht — Kreuth's Werbung hatte auch in dieser Form nichts Weiches und Schmeichelndes, sie klang stets mehr wie Forderung, als Bitte, und was er ihr in das Gedächtniß zurückrief, war kein Anruf ihres Mitleides, sondern ein Vorwurf. Dann hieß es:

„Ich habe ein Gelübde gethan. Das halte ich. Wenn Ihr mir alle Hoffnung weigert, muß ich sie mit Gewalt nehmen. Euer die Schuld. Wisset, daß Euer Oheim, Balthasar von Theinau, auf Tod und Leben in Kriegsgefangenschaft sitzt, ob schuldig oder unschuldig, ist gleichviel, der Soldat macht kurzen Proceß — in meiner Macht liegt sein Schicksal. Eure Hand für sein Leben! Ihr habt die Wahl. Ich setze keinen Schwur darauf, denn Ihr kennt mich. Durch den Boten gebt Antwort — klingt sie gut, so will ich Euch segnen, mit Allem, was ich bin und weiß, nur für Euch leben, daß ich Euch glücklich mache und es wird mir schon gelingen, auch Eure Liebe zu gewinnen. Stoßt mich nicht zurück, und

wenn Ihr Ja! sagt, wird mein Bote den letzten Zweifel nehmen, der Euch vielleicht noch abhalten könnte. Adam Kreuth."

Der Leserin waren die Worte, als sie zum zweiten Male vor ihr Auge und nun auf ihre eigenen Lippen traten, doch nicht mehr so scherzhaft. Der Umstand, daß Kreuth auf eine Voraussetzung gebaut, die gar nicht mehr vorhanden war, auf des Oheims Gefangenschaft, hatte ihr die ganze Drohung zuerst lächerlich gemacht, und sie momentan den Anfang und Schluß, die im Zusammenhange standen, vergessen lassen. Jetzt nahm Alles wieder eine andere Gestalt an. Der Oheim lachte nicht, auch Johanna's Lächeln, als sie zu ihm aufsah, war kein zuversichtliches mehr.

„Was werdet Ihr darauf antworten?" fragte Theinau.

„Kann darüber ein Zweifel sein?" entgegnete sie. — „Doch — möchte ich wohl wissen," setzte sie zögernd hinzu, „was diese letzte Andeutung heißen soll — und ob ich nicht durch Schliepmann — ohne mich zu binden — das erfahren könnte. Ich weiß, daß er es sehr gut mit mir meint, ich habe kürzlich Beweise davon erhalten."

„Ihr wollt doch nicht durch eine zweideutige Antwort an Kreuth —?“ entgegnete der Oheim.

„An Kreuth?“ rief Johanna. „Empörender Gedanke! Nur einen Moment sollte er glauben, daß ich fähig wäre, — nein, nein! Aber ich meine, daß sich vielleicht Schliepmann auch ohne eine solche Falschheit bewegen ließe, mir zu sagen, was hier gemeint ist. — Hört, was Kreuth zuerst geschrieben.“

Sie las mit bebender Stimme: „Ihr seid durch Nichts gebunden. Glaubt Ihr, Euer Mann werde noch einmal wiederkommen? Todte kommen nicht wieder. Vielleicht findet Ihr auch noch einmal sein Grab.“ — „Klingt das nicht,“ fuhr sie, das thränenschwere Auge auf den Oheim gerichtet, fort, „wenn man die letzten Worte dazu nimmt, als wisse Kreuth um Maxen's — Tod? Wenn aber das ist, warum hat er mir nicht längst offen davon gesagt, da er sich doch denken kann, daß ich in dieser schrecklichen Ungewißheit nimmer, nimmer — o ich habe wohl andere Beweise davon gegeben!“ schloß sie mit tiefem Schmerze, und dem theilnehmenden Oheim ging in diesen Worten auf einmal eine Hoffnung für seinen

Lieblingsplan auf — denn sie mußten sich auf Ulrich beziehen.

„Meine theure Johanna," begann er, „gebt Euch nicht diesen trostlosen Gedanken hin, die zu nichts führen können, als Euer Leben zu verbittern. Gott hat es so gefügt, Ihr müßt Euch in seinen Willen ergeben: die Zukunft wird Euch ein neues Glück bringen, das ist meine feste Zuversicht. Ob Kreuth etwas vom Tode Eures Max weiß, und wenn das ist, warum er nicht damit hervorgetreten ist, da er damit wenigstens ein Hinderniß hätte aus seinem Wege räumen können, wer mag das bei seinem unergründlichen Charakter durchschauen? Ich kann in den Worten, die Ihr gelesen habt, nur allgemeine Reden finden, und auch die letzte Anweisung auf den Krämer klingt sehr unbestimmt. Der Schliepmann ist aber ein schlauer Fuchs, der läßt sich so leicht nicht einfangen, es wäre denn, daß man ihm — wie man mir gethan, eine schöne Comparaison! — den Strick um den Hals legte, den er wohl zwanzig Mal verdient hat. Dann würde er vielleicht bekennen, denn er ist eine feige Canaille."

„Pfui, Onkel!" sagte Johanna erröthend. „Ich habe mich einmal von meinem aufwallenden Gefühl,

als Gewaltthat an meinen armen Leuten verübt worden war, zu einem Schritte hinreißen lassen, der mir noch die beschämendste Erinnerung ist — des Schliepmann glaube ich auf dem Wege der Güte sicher zu sein. Was er mir angeboten, erzähle ich Euch später, laßt mich jetzt mit ihm sprechen. Aber begleitet mich, ich kann mir die Genugthuung nicht versagen, ihn durch Eure Gegenwart zu überraschen.

Der Krämer, welcher mittlerweile von der Amme im Gesindehaus gespeist worden war, wobei zwischen ihnen eine Art von Verständigung Statt gefunden hatte, wurde wieder zu Frau von Mosbach beschieden, und wie er eintrat und Herrn von Theinau erblickte, von dessen Hiersein ihn die Amme, da er sonst mit Niemand gesprochen, nicht unterrichtet hatte, riß er die Augen in so unverkennbarer Bestürzung auf, daß er eine wahrhaft komische Figur bildete und die Dame über ihn lachen mußte. Doch beherrschte sie sich gleich und sagte ernst zu ihm: „Du kennst den Inhalt des Briefes, den du mir gebracht hast!"

Ein neuer Schreck schien den Krämer in diesem unbewachten Augenblicke zu überkommen. Hatte sie Falkenaugen, um die Spur seines heißen Messers unter dem Wachse, dessen Siegelabdruck beim Durch-

schnitt doch gar nicht gelitten hatte, noch jetzt zu erkennen, nachdem er sorgfältig Alles wieder verschmolzen hatte? Wie dem aber auch war, gestehen durfte er es nicht, denn er wußte, wessen er sich von Kreuth dafür versehen durfte.

„Nein, Euer Gnaden!“ stammelte er daher. „Wie sollte der Herr Graf einem gemeinen Manne —“

„Gut, Schliepmann,“ erwiederte die Dame gütig. „Mir schien es nur so, weil Du Dich vor meinem Onkel erschrackst, auf den in diesem Schreiben gewisse Beziehungen genommen sind. Du wußtest wohl auch nicht, daß er glücklich bei uns angekommen ist?“

„Nein,“ erwiederte Schliepmann, sich mehr und mehr fassend. „Wie sollt' ich das wissen? Der gnädige Herr waren, wie mir der Herr Graf gesagt hat, arretirt und sollten auf Befehl des Herrn Marschalls Turenne arquebusirt werden. Mußte mir da nicht der Schreck in die Glieder schlagen, da ich nicht anders vermeinen konnte, als daß hinter Euer Gnaden Denenselben unbewußt der Geist des Seligen erschiene, pur um mich zu scheuchen, maßen der gnädige Herr mir armen unschuldigen Manne nicht grün ist und mir schon einmal mit dem Pistol das Lebens-

licht hat ausblasen wollen. — Ihr wißt noch, gnädiger Herr, bei Heidelberg?"

„Onkel — so mordsüchtig?" rief Johanna, auf welche kein belustigender Zug, mochte ihre Stimmung sein, wie sie wollte, ihren Eindruck verfehlte. „Aber laß das gut sein, Schliepmann. Herr von Theinau meint das nicht so bös. — Die Antwort auf Deinen Brief sollst Du haben, wenn Du wieder gehen willst."

„Ich bin fertig, gnädige Frau, kann noch ein Stück Weges heut' machen."

„Wo findest Du den Grafen Kreuth?" fragte Frau von Mosbach.

„Im Lager bei Wenheim," erwiederte Schliepmann, ohne sich zu besinnen, obgleich er eine Lüge aussprach.

„Der Graf —" begann die Dame wieder und senkte ihr schönes Auge, daß sein wohlthuendes Licht, welches auf den Krämer einen wahren Zauber übte, hinter den langen Wimpern verschwand — „der Graf hat mich wegen einiger Aufschlüsse an Dich gewiesen, guter Schliepmann. Du kannst ganz ungescheut sprechen, ich habe vor meinem Onkel kein Geheimniß."

Der Krämer zögerte; ihre Stimmme und daß sie ihn so freundlich guter Schliepmann genannt, da er ihr doch schon so viel Böses — mehr als sie ahnte! — zugefügt hatte, rührte ihn zwar einigermaßen, aber da es nicht durch den Zauber ihres Auges unterstützt wurde, so verhärtete er sich schnell gegen diese weichlich machenden Einflüsse und sprach: „Ich habe strengen Befehl, nur ganz allein mit Euer Gnaden zu reden, wenn Ihr mir Euer adeliges Wort gebt, daß Ihr dem Herrn Grafen von Kreuth eine Antwort geschrieben habt, wie er sie wünscht. Euer Gnaden werden mein Gewissen nicht beschweren wollen."

„Gewissen!" murmelte Herr von Theinan ungeduldig vor sich hin.

Es entging dem feinen Ohre des Krämers nicht, und er hatte nun schon wieder soviel Frechheit, darauf zu erwiedern: „Ja, gnädiger Herr, wenn Ihr mich auch für einen schlechten Mann haltet, der reif zum Galgen ist, ein Gewissen hab' ich doch auch."

Frau von Mosbach hatte mit sich selbst gekämpft, aber unredlich wollte sie in keinem Falle handeln und sagte daher: „Wenn das Deine Bedingung ist,

Schliepmann, so muß ich auf Alles, was Du mir mitzutheilen hättest, verzichten. Ich will weder Dich, noch den Grafen Kreuth hintergehen. Du sollst meine Antwort in kurzer Zeit haben, aber sie wird den Wünschen des Grafen nicht entsprechen."

„Ihr thut sehr Unrecht, gnädige Frau," sagte der Krämer. „In jetzigen Zeitläuften ist es gut, wenn man Einen von drüben zum Freunde hat. Wer weiß, was der morgende Tag bringt."

„Du meinst es gut mit mir, ich weiß es," erwiederte Frau von Mosbach. „Aber was für mich ein größeres Unglück sein würde, die schlimmen Tage, welche Du prophezeihst, oder — laß es nur gut sein, Schliepmann, ich erkenne Deine Anhänglichkeit, aber ich muß schon handeln, wie es mir rathsam scheint. Hier, nimm diese Kleinigkeit für Deinen Gang, und wenn wieder Friede ist, und Du zu einem neuen Kram gekommen bist, kaufe ich Dir wohl hübsche Kleinigkeiten ab, wie sonst. Du sollst in Wilsheim immer ein warmes Plätzchen finden, wenn die Wege verschneit sind, wie damals, weißt Du noch?" Sie erinnerte ihn an sein erstes Hiersein vor vielen Jahren, wo ihn nur der Zufall, da er sich verirrt hatte, nach Wilsheim geführt, das er seit dieser Zeit, weil

er so menschenfreundlich aufgenommen und ihm auch Manches abgekauft worden war, öfter besucht hatte. Er konnte dem Blick ihrer schönen braunen Augen, die so freundlich auf ihm ruhten, nicht widerstehen, ein ihm ganz fremdes Gefühl schnürte ihm fast die Kehle zu und er mußte sich recht zusammen nehmen, um nicht los zu heulen, wie ein altes Weib. Ruhe ließ es ihm aber nicht, und er mußte sich's, so gut er's anzustellen wußte, vom Herzen wälzen.

„Wenn's denn nicht anders ist, Euer Gnaden wissen am besten, was frommt. Ich soll also auch nicht helfen — Ihr wißt schon, so lang es noch Zeit ist, sein Bestes zu retten. Ich hatte dabei auch an mein Letztes gedacht, das die bösen Menschen, die mich ausgeplündert haben, doch an meinem Leibe nicht gefunden, als ob sie unser Herrgott mit Blindheit geschlagen hätte. Das wollte ich Euch zum Aufheben geben, daß wir's mit vergrüben, bis bessere Zeiten kämen und ich mir's wieder holen könnte, wenn ich noch am Leben wäre. Auf die Landstraße möcht' ich's nicht wieder mitnehmen, denn die Nächsten, die mich anfallen, würden schon bessere Augen haben, und die schöne reiche Goldkette sollt' ihnen gefallen!"

„Deine ewige Kette!“ sagte Frau von Mosbach. „Hast Du sie also gerettet? Wenn es aber zum Plündern kommt, wäre sie bei mir auch nicht sicher, und ich möchte nicht die Verantwortung für fremdes Eigenthum übernehmen.“

„Seht sie Euch doch wenigstens einmal an,“ bat der Krämer. „Vielleicht gefällt sie Euch, und Ihr kauft sie mir am Ende doch ab. Dann ist es nicht mehr fremdes Eigenthum und ich wäre sie los. Herr von Theinau mag sie taxiren, ich lasse sie billig, denn wittern sie draußen die Spürhunde, so schlagen sie mich todt, — es ist ein Amulet d'ran, das hat aber blos bei vornehmen Leuten Kraft und auch da nicht immer — — wollt Ihr es sehen, gnädige Frau? Ich hab's hier.“ Er hatte, während er sprach, eifrig seinen Rock aufgeknöpft und brachte nun aus dessen Futter, das aufgeschlitzt war, ein kleines, sorgfältig eingewickeltes Päckchen zum Vorschein. Frau von Mosbach hätte kein weibliches Wesen sein müssen, um das ihr so sehr angepriesene Kleinod nicht wenigstens eines Blickes zu würdigen. Auch Herr von Theinau trat näher.

Es war wirklich eine Kette von rothem Golde, aus einzelnen platt gearbeiteten und verzierten Glie-

dern gefügt, wie sie damals Officiere oder hohe Beamte von ihren Fürsten als Ehrenzeichen erhielten, gewöhnlich mit einer Schaumünze oder auch mit dem Bildniß des Gebers geschmückt. Schliepmann, der sich das Beste zuletzt aufsparte, ließ vorerst nur die Kette auseinander laufen, und hielt die Kleinodien, welche noch an ihr befestigt waren, in der Hand. Der Werth des goldenen Ehrenschmucks war nicht zu verkennen.

„Wie bist Du dazu gekommen?" fragte Theinau erstaunt.

„Billig, Euer Gnaden," erwiederte der Krämer, „wie hätte ich armer Mann auch ein solches Stück bezahlen können! Von einem Soldaten ist es erbeutet worden, der wußte nicht, was es werth war und hat es mir verkauft."

„So!" versetzte Theinau ungläubig. „Die pflegen doch sonst auch Gold von Kupfer unterscheiden zu können."

„Euer Gnaden glauben mir wieder nicht, ich muß mir's gefallen lassen," erwiederte Schliepmann. „Wie gefällt Euch die Kette, gnädige Frau? Nun seht, hier ist noch ein Schaustück mit dem Bildnisse des durchlauchtigsten Fürsten von Oranien, und hier drei

Ringe, — nun aber das Amulet — ein lateinischer Bibelspruch d'rauf, den kann ich nicht lesen — vielleicht Ihr!" Dem Krämer stockten die letzten Worte, bei denen ihm der Athem zu versagen schien, und seine Hand zitterte, wie er die Kette mit der goldenen Kapsel der Dame überreichte. Johanna hatte kaum einen Blick auf dieselbe geworfen, als sie einen Laut des tiefsten Schmerzes ausstieß, und einer Ohnmacht nahe, zum Tode erblaßt, zusammen gesunken wäre, wenn sie der Oheim nicht erschrocken an seine Brust gezogen hätte.

„Um aller Heiligen willen, Johanna, was ist Euch?" rief er — und der Krämer stürzte vor ihr auf die Kniee und faßte den Saum ihres Gewandes. Die Kette fiel klirrend zur Erde.

Dieser Klang schien belebend auf Johanna zu wirken, sie erholte sich, aber ihr Blick war so irre und wild, daß sich der Oheim davor entsetzte. „Wo ist Max gestorben?" rief sie mit schneidendem Weh.

„Johanna, besinnt Euch!" bat der Oheim, sie liebkosend, indem er sie auf ihren Sessel führte.

Sie kam zum Bewußtsein, sie sah den Mann, der vor ihr noch auf den Knieen lag und flehend zu ihr aufsah — jetzt besann sie sich auf Alles. „Steh auf,

gieb mir die Kette —" befahl sie mit leisem Tone, und der Krämer gehorchte. Da zog sie aus den Falten ihres Brusttuches einen kleinen goldenen Schlüssel hervor, den sie an einer feinen Schnur um den Hals getragen hatte, und bleich, wie eine Lilie, aber wunderschön in ihrem Schmerze, öffnete sie mit diesem Schlüssel das Amulet, das an der Kette hing — eine Locke lag darin, eine braune, üppige Locke von ihrem eigenen Haar, sie war mit einem Faden rosenrother Seide gebunden, beim letzten Abschiede hatte sie ihrem Gatten die Locke in die goldene Kapsel gelegt, die seine Mutter ihm einst vom Bischof hatte weihen lassen, daß der fromme Spruch ihn auf guten Wegen halte und vor Gefahren schirme. War die Kraft also doch erloschen? Gab dieses stumme Zeichen nun endlich der Wittwe eine schreckliche Gewißheit?

„Sage mir Alles," bat sie den Krämer, indem sie die Kapsel wieder schloß und mit der Kette auf ihren Schooß legte. „Verhehle mir nichts. Du weißt von meinem Manne — ich sehe es."

„Gnädige Frau — er ist todt und hin. Das wißt Ihr selbst ja schon lange —"

„Aber sein Ende, seinen Tod will ich wissen!" rief sie mit aller Heftigkeit ihres Naturells aus-

brechend, indem sie, unbekümmert um den fremden Zeugen, ihre weißen Hände rang.

Der Krämer war selbst ganz außer Fassung. „Ich — ich bin nicht dabei gewesen —“ stammelte er. „Aber er ist todt — so wahr Ihr selig zu werden hofft.“ Hier sprang er auf. „Behaltet die Kette — schreibt mir gut, was Ihr wollt — ich hole mir's ab, wenn ich kann.“ Ohne den Oheim, der ihm gebot, draußen weitere Befehle abzuwarten, nur mit einem Blicke zu beachten, verließ er schnell den Saal, und die Dienstleute sahen mit Verwunderung, daß er langen Schrittes über den Hof nach dem Thore eilte, stier vor sich hinblickend, als sei ihm das Aergste von der Herrschaft geschehen.

Draußen erst, als er den Burgfrieden hinter sich hatte, kam er wieder zu sich, holte ein Paarmal tief Athem und schüttelte sich, wie ein Hund. Jetzt fing er an, sich vor sich selber zu schämen, er glaubte fest, daß die Frau ihm mit schwarzer Kunst etwas angethan habe — sie konnte zaubern, sie hatte ihn verhert. Wie hätte er sonst vor ihrem Blicke ganz auseinander gehen können, gleichsam, wie Blei über'm Feuer? Er besann sich, was er gemacht und was er etwa ausgeplaudert habe. Zum Glück hatte er doch nicht allen

Verstand verloren und wußte genau, daß er eigentlich nichts gesagt, was er ihr nur hätte sagen dürfen, wenn die Frau ihm eine gute Antwort auf den Brief, den er ihr gebracht, gegeben hätte. Die Kette freilich hatte er ihr gezeigt und sogar überlassen. Aber die gehörte ihm ja, und kein Mensch durfte sich einmischen, wenn er sie auch verschenken wollte. „Was kann er mir anhaben?“ sprach er, und schob die Kappe trotzig in den Nacken.

Drittes Kapitel.

Die Vorstellungen des Oheims, daß ja nur die Bestätigung dessen, worin sie sich längst ergeben habe, gekommen sei, fanden Anfangs bei Johanna wenig Eingang. Im Schmerze ihrer frisch aufgerissenen Wunden war es ihr, als habe sie nun erst den Gatten verloren, und die ganze Kraft ihrer ersten Liebe, die sie einst Max geweiht, erwachte noch einmal, ihr namenlos unglückliche Stunden bereitend. Denn auch ein Vorwurf gesellte sich dazu, der Vorwurf, ihm doch im Herzen nicht so die Treue bewahrt zu haben, wie es ihre Pflicht gewesen wäre. Nur die Pflicht, Johanna? Wägst Du schon ab? Sie hatte freilich äußerlich nichts gethan, was der Pflicht widersprochen hätte, sie hatte keine Werbung aufgemuntert, keiner eine Hoffnung gemacht. Aber wie stand es in ihrem Herzen? Ernste Selbstprüfung war ihr fremd, sie

folgte ihrem Gefühl und lebte unter dem Eindruck der Gegenwart — armes junges Weib, Du hast wohl die Kraft, äußeren Stürmen zu widerstehen, Gefahren könnten Dich zur Heldin machen, aber gegen den Gram bist Du waffenlos und Dein einziges Heil ist das leichte Blut, das Dir die Natur gegeben hat.

Diesmal bedurfte es längere Zeit, um Johanna wieder zu ruhiger Stimmung zu verhelfen, und nur ihrer Tochter gelang es, in trüben Stunden zuweilen ein Lächeln auf ihr Antlitz zu locken. Louise trennte sich selten von ihr, sie hatte sich in ihrem Wesen merkwürdig verändert; diesmal war es aber kein warmer Sonnenstrahl gewesen, der die Knospe gesprengt und das Kind zu jungfräulicher Entwickelung vorbereitet hatte, sondern die harte Gewalt des Schlages, von welchem ihre Mutter betroffen worden. Das hatte sie tief bekümmert, zu ernsten Fragen vermocht, in trauriges Sinnen versenkt, wobei ihr neue und stärkere Gefühle genaht waren, welche sie nicht blos flüchtig berührten, sondern in ihr Wurzel schlugen. Wie glücklich machte sie dann ein Lächeln auf den lieblichen Wangen der Mutter, wie zeigte sie dann in ihrer Fröhlichkeit, daß sie bei aller Wandlung noch immer ein Kind sei! Und dadurch gewann sie auch

einen immer wohlthätigeren Einfluß auf die Mutter, deren Stirn sich von Tag zu Tag mehr erheiterte. Beide plauderten zuweilen, wenn es Louisen gelungen war, einen recht hellen Sonnenstrahl dieser Art hervorzuzaubern, wie zwei jugendliche Schwestern, und Johanna hörte mit Antheil alle die kleinen Begebenheiten, welche ihr Kind aus Hof und Haus zu erzählen wußte, denn weite Streifereien unternahm sie jetzt gar nicht mehr. Der Held dieser Begebenheiten war in der Regel Wendelin, welcher sich, seit er im Schloßdienste stand, ihr besonderes Wohlwollen erworben hatte. Sein ehrenfestes tüchtiges Wesen, vor welchem alle Leute auf dem Hofe Respect hatten, seine hübschen Erzählungen aus den Kriegsfahrten, die er mitgemacht, die prächtige Figur, die er zu Pferde spielte, besonders wenn er auf dem Bayard saß, den er lammfromm abgerichtet hatte — auch sein gutmüthiges Betragen gegen das Gretele, seine Braut, die ihn wahrhaft tyrannisirte und noch immer nichts von baldiger Hochzeit wissen wollte, das Alles hatte Wendelin dem jungen Fräulein interessant gemacht, so daß sie oft, wenn sie ihm begegnete oder wenn er den Goldbraunen in der Sonne auf dem Hofe putzte, lange Unterhaltungen mit ihm pflog. Was sie dann

etwa Besonderes vernommen, das trug sie der Mutter zu deren Erheiterung wieder vor, ohne sich durch die Gegenwart des Oheims irren zu lassen. Dieser munterte sie im Gegentheil dazu auf, da er zu seiner großen Freude den wohlthätigen Einfluß sah, welchen Louise täglich mehr übte. Der alte Herr, der Anfangs mit seinen Tröstungen Johanna's Stimmung eher verschlimmert hatte, war bald zu der Ueberzeugung gekommen, daß es am Besten sei, sie sich selbst zu überlassen — er störte sie nicht, wenn er sie im Anschauen des Amulets traf, das sie von der Kette gelöst hatte und an der Schnur mit dem kleinen Schlüssel um ihren eigenen Hals trug, denn er bemerkte, daß sie immer ruhiger in dieser täglichen Berührung ihres Schmerzes wurde, aber er hielt ihr auch alle neue Aufregung fern, und hatte Maßregeln getroffen, daß keine Kunde von Außen anders, als durch seinen Mund zu ihr gelangen konnte. Bei der Liebe, welche alle Leute im Dorfe, vom Verwalter bis zur niedrigsten Magd, zu der Herrin trugen, war es ihm leicht geworden, in dem abgeschlossenen Kreise der beiden Gemeinden, hier wie drüben auf dem andern Gute, den guten Willen, welcher die Frau in ihrer Trauer schonen sollte, zu wecken. Wendelin

war auch ihm darin sehr nützlich geworden. Es klang freilich von den Gegenden am Neckar her nicht eben tröstlich, wenn sich einmal eine Kunde in diese Berge verirrte. Die Franzosen standen noch ruhig in ihren Lagern bei Wenheim und Groß-Saxen, aber sie schickten starke Streiftrupps aus, welche mit unbarmherziger Härte den Einwohnern der Ortschaften, wo sie einfielen, alle Vorräthe wegnahmen, so daß die armen Leute nicht wußten, wovon sie bis zum Winter, geschweige denn bis zur kommenden Ernte, leben sollten, da sie die gegenwärtige, die noch im vollen Gange war, nur für die Fremden einzubringen schienen. Ach, und wie verwüsteten diese Gottes Segen obenein! Davon hatten Wandersleute, auf ihrer Heimkehr in Theinau einsprechend, schauderhafte Dinge erzählt. Förmlich ausgeraubt schien das ganze Land unten werden zu sollen, denn man wollte große Wagenzüge gesehen haben, die unter starker Bedeckung nach dem Rheine fuhren. Wendelin hielt das für ein gutes Zeichen: der Feind glaubte gewiß, sich nicht mehr diesseit behaupten zu können und traf Maßregeln zum Abmarsch, wobei er noch mitnahm, was er zur Füllung seiner Magazine auf dem französischen Ufer brauchen konnte.

„Wenn sie ihre Raubzüge nur nicht auch bis in unsere Gegend ausdehnen!“ sagte Herr von Theinau besorgt.

„Kommen einzelne Trupps bis hieher zu uns, so können sie nicht stark sein,“ versetzte Wendelin. „Erlauben Euer Gnaden nur, daß ich unsere Leute ein bisle d'rauf abrichte, dann sollen sich die Franzosen blutige Köpfe holen, weiter nichts.“

„Das wäre nicht wohl gethan, Wendelin,“ erwiederte Herr von Theinau. „Zehn wiesen wir ab, hundert kämen wieder und nähmen Rache. Der Landmann soll sich nicht in's Waffenhandwerk mischen.“

„Also lieber sich das Fell über die Ohren ziehen lassen?“ rief der alte Soldat. „Verzeihen Euer Gnaden, daß ich so gemein rede, aber ich denke, wenn wir's herzhaft anfassen, werden wir auch mit Hundert fertig.“

„Wir wollen Gott bitten, daß er uns gnädig behüte,“ sagte Theinau sorgenvoll.

„Das wollen wir, gnädiger Herr — aber der Mensch soll auch etwas dazu thun. Möchten sich Euer Gnaden nur entschließen, mir die Erlaubniß zu geben.“ Wendelin hatte schon mehrmals darum

gebeten, für den schlimmsten Fall einen bewaffneten Widerstand unter den beiden Gemeinden vorbereiten zu dürfen. Das Landvolk hatte die bangsten Besorgnisse vor feindlicher Plünderung, von der man soviel hörte, und wenn aus seiner Mitte ein beherzter Führer auftrat, wäre es gewiß möglich gewesen, die ganze Gegend unter Waffen zu bringen. Theinau bebte aber vor diesem gefährlichen Wagstück zurück, welches vielleicht für den Moment helfen, in der Zukunft aber, bei wechselndem Kriegsglück, maßloses Elend über das Land bringen konnte; er zitterte bei dem Gedanken, daß seine Nichte schon einmal denselben Gedanken geäußert hatte, und erinnerte sich ganz genau, was Ulrich Degenfeld darauf erwiedert: „Man müsse sich hüten, Geister herauf zu beschwören, die man nicht wieder bannen könne.“ Die Geister erschienen aber dem Oheim schon im Traume und verlangten auch von ihm, daß er sie frei gebe — in Wendelin's Reden lag eine solche Zuversicht, daß er sich auf der andern Seite auch wieder Scrupel machte, ob er nicht eine Verantwortung auf sich lade, wenn er so gar nicht darauf höre, da vielleicht ein Wort von ihm der ganzen Gegend viel Bedrängniß ersparen könne: möglich war es ja doch, daß die Fran-

zosen durch den kräftigen Widerstand einer tapferen Bevölkerung von ferneren Versuchen abgeschreckt würden. In diesen Zweifeln hätte er am liebsten mit dem alten klugen Degenfeld, der immer das Rechte traf, oder wenigstens mit Ulrich gesprochen, aber ihm graute vor dem Gedanken einer neuen Reise, und dann wußte er ja nicht einmal, wo er den Vetter finden sollte: in Heidelberg war er gewiß nicht mehr, da der Kurfürst selbst sich zu seinen Truppen begeben hatte. Was war also zu thun? Still abwarten oder dem Wendelin, der wie ein ungeduldiges Roß in das Gebiß knirschte, den Zügel schießen lassen?

In solchen Zweifeln zerstreute und labte ihn das innige Zusammensein mit Johanna und ihrer Tochter, wenn er wieder zu ihnen in das friedliche Gemach trat und an ihrem traulichen Gespräch Theil nahm. Hier war Alles so sicher, so wohl geordnet im regelmäßigen Verlaufe des Tages, wo Geschäft und Erholung abwechselten, daß er sich gar keine Störung dieses ruhigen Lebens, keinen feindlichen Eingriff denken konnte. Wodurch hätten ihn auch die beiden lieblichen und unschuldigen Wesen verdient, die er so arglos am Rande eines Abgrundes, der sich nur seinem Auge eröffnet hatte, spielen sah?

„Großonkel, weißt Du, was Tschirikla heißt?“ fragte ihn Louise, als er heut’ in das Zimmer trat.

Er wurde durch diesen fremden Namen an böse Erinnerungen gemahnt, und wies die Frage mit einem kurzen: „Nein!“ ab.

„Tschirikla ist ein Zigeunerwort und heißt Vöglein!“ sagte Louise.

„Woher weißt Du das?“ fragte Herr von Theinau.

„Der Wendelin hat mir’s gesagt. Ich sang es gestern ganz für mich, weil es mir hübsch klingt, ganz wie die Drosseln im Herbste, wenn die Blätter abfallen, so traurig im Walde rufen. Das hörte der Wendelin und fragte, wo ich das Wort gelernt, und wie ich es ihm erklärte, sagte er: „„das heißt in der Ziegeunersprache Vöglein,““ und erzählte mir gleich eine Menge Geschichten von den braunen Zigeunern, die in Ungarn in großen Banden umherziehen und manchmal auch mitspielen im Kriege.“

Die dunkle Farbe der Frau, welche sich zu dem Namen bekannt hatte — sie stand dem alten Herrn vor Augen, und konnte allerdings eine Zigeunerin sein — „aus einem Volke, das keinen Namen hat,“ waren ihre Worte gewesen, das klang freilich dunkel,

denn die Zigeuner hatten sehr viele Namen, in jedem Lande einen andern.

„Der Wendelin hat auch ein Zigeunermädchen gekannt, das Tschirikla geheißen hat und wunderschön gewesen ist — sie hat aber nicht viel getaugt, das wollte er mir dann nicht weiter erzählen.“

Wunderschön konnte die Frau, seine Pflegerin, wie er sie jetzt dankbar nannte, niemals gewesen sein, auch schien sie ihm zu alt, um in Wendelin's Kriegszeit zu passen, der Name war vielleicht bei ihrem Stamme ein häufig vorkommender. Jedenfalls mußte Wendelin etwas mehr von seiner Tschirikla berichten können, als er für die junge Dame passend erachtet hatte: Herr von Theinau konnte sich schon denken, warum er ihre Geschichte nicht erzählt habe, die schönen Zigeunermädchen standen in sehr üblem Rufe durch die ganze Welt; er führte daher das Gespräch auf einen andern, die Wirthschaft betreffenden Gegenstand, mit welchem er sich an seine Nichte wandte. Diese war aber zerstreut und gab ihm nur halbe Antworten, so daß er bald auch verstummte und ein Schweigen eintrat, das selbst Louise, die auf einem niedrigen Kissen zu den Füßen ihrer Mutter saß und nähte, nicht unterbrach.

„Ist es nicht seltsam," begann endlich Johanna, „daß wir von Heidelberg, überhaupt aus dem Lande gar nichts mehr hören? Man überläßt uns, wie es scheint, unserm Schicksale."

„Der Kurfürst kann wohl, so gern er möchte, nichts thun —" erwiederte der Oheim.

„Ich meine auch nicht den Kurfürsten —" sagte Johanna und brach ab, da sie doch offenbar mehr hatte sagen wollen.

Er errieth sie. „Wenn Ihr unsere Verwandten meint, so thut Ihr ihnen Unrecht. Die Raugräfin ist noch immer leidend, wie ich sicher gehört habe, was soll sie auch thun? Ihr Gemahl, der Kurfürst, würde auch ohne ihre Vorstellungen handeln. Und — wenn Ihr vielleicht glaubt, daß Ulrich —"

„Von Ulrich habe ich nicht gesprochen," unterbrach ihn Johanna.

„Seid überzeugt, liebe Nichte, daß er sich in der Noth bewähren wird," fuhr der Oheim dessenungeachtet fort. „Ich glaube eben deshalb, daß uns keine Gefahr droht, weil Ulrich so gar nichts von sich hören läßt." Hier sprach er gegen seine Ueberzeugung.

„Onkel," sagte Johanna, „ich habe Euch nicht erzählt, was mir Schliepmann gerathen hat."

„O, dieser Elende!" rief der Oheim. „Ich kann es mir nicht vergeben, daß ich ihn habe laufen lassen, ohne ihn zur Rechenschaft zu ziehen. Er hat sich ja gar nicht einmal verantwortet über seinen schändlichen Anschlag anf das Kind, gar nicht einmal Rede gestanden, gethan, als ob ihm himmelschreiendes Unrecht geschehen wäre! Wie könnt Ihr auf seine arglistigen Rathschläge hören!"

„Aber er warnte mich ernstlich vor nahen Gefahren, er rieth mir, meine besten Sachen in Sicherheit zu bringen, wo möglich zu vergraben, und wollte mir dabei helfen."

„Seht Ihr?" rief der Oheim, dem gleichwohl bei dieser Mittheilung sehr bange wurde. „Er wollte Euch helfen, damit er den Ort und die Gelegenheit genau wüßte, wo er später auch ohne Wünschelruthe einschlagen könnte."

„Ihr habt nun einmal das unbesiegbare Mißtrauen gegen den Mann," versetzte Frau von Mosbach. „Aber denkt Ihr auch über seine Warnung so? Wo uns Hülfe von — Menschen so ganz verläßt, wir abgeschnitten scheinen von aller Verbindung, sollte

man nicht etwas thun, um sich selbst zu schützen? Ich mache mir Vorwürfe, daß ich so unthätig bleibe, bis es zu spät sein wird, da ich doch die Verpflichtung habe, für meine Unterthanen zu sorgen."

Für ihre Seelenstimmnng war es dem Oheim ein erfreuliches Zeichen, daß sie wieder zur Thatkraft erwacht schien, auf der andern Seite aber erschrack er, denn sie kam auf ihren früheren Gedanken zurück.

„Liebe Nichte," sagte er feierlich, „man muß sich hüten, Geister herauf zu beschwören, die man nicht wieder bannen könnte."

Johanna sah ihn mit einem aufleuchtenden Blicke an. „Das sind Ulrich's Worte!" rief sie, und erröthete gleich darauf, als habe sie selbst zu viel gesagt. „Wohl mögt Ihr Recht haben," setzte sie nach einer Weile sinnend hinzu. „Es würde einen Vernichtungskampf herbei führen von beiden Seiten!" Auch das hatte Ulrich gesagt, der Oheim wußte es an dem Ausdrucke ganz genau. — „So bleibt uns denn nichts übrig, als uns zu unterwerfen und zu dulden?"

„Ich will selbst — das heißt, wir wollen einen Boten an unsere Verwandten schicken — ihren Rath

einholen, da Ihr doch nicht zu bewegen seid, eine sichere Freistatt zu suchen, etwa im Oberlande, oder im Breisgau, bei meiner Cousine, der Aebtissin. Gottes Klöster werden die Krieger des allerchristlichsten Königs doch schonen! Wär' Euch ein solcher Entschluß denn gar nicht möglich?"

„Mein guter Onkel," erwiederte Johanna sanft, aber fest. „Ich halte aus mit den Meinigen, wie sie mit mir."

„Dann aber, wenn ich mir's recht überlege, wäre doch der Rath des schurkischen Krämers so übel nicht. Ihr hättet mir früher davon sagen sollen, aber ich weiß wohl, weiß wohl, meine arme Johanna, was Euch solche nichtige Dinge aus den Gedanken gebracht hat. Nun, Gott sei Dank, es ist noch nicht zu spät, und wir wollen überlegen, was am wichtigsten zu bergen ist."

Es war aber bereits zu spät; ein ängstliches Laufen auf dem Hofe, ein Rufen, dessen Worte nicht zu verstehen waren, machte sich hörbar; Louise sprang von ihrem Kissen auf und eilte an das Fenster, da stürzte aber schon die Amme in das Gemach und rief: „Sie kommen!" Frau von Mosbach war erschrocken, aber sie gewann wunderbar schnell ihre Fassung wieder.

„Nun, Onkel, jetzt gilt es!“ sagte sie mit einem muthigen Aufblick, obgleich ihre Stimme bebte, wie ihre ganze zarte Gestalt. „Laßt uns entgegen gehen; hier ist unser Platz nicht.“ Theinau bewunderte sie, aber sein Herz war wie von einer Felsenlast bedrückt — er sah die Vernichtung im nächsten Momente hereinbrechen, und folgte der hinauseilenden Frau mit unsichern Schritten.

In den Thorweg zog eben eine geschlossene Reiterschaar ein, welche im Hofe in breiter Front aufritt und Halt machte. Ein Einzelner, es mochte der Führer sein, sprengte gerade auf die Thür des Schlosses zu, vor welcher Wendelin stand, mit finstern Blicken und einer halb verächtlichen Miene die aufmarschirten Reiter musternd.

„Halte mein Pferd!“ rief ihm der heransprengende Officier zu und schwang sich aus dem Sattel.

Wendelin rührte kein Glied. Der Officier hatte bereits den Zügel über den Kopf des Pferdes genommen und sah erstaunt, daß der Knecht, obgleich er seinen Befehl deutsch zugerufen hatte, keine Anstalt machte, zu gehorchen. „Kerl!“ herrschte er ihm zornig zu.

Da erkannten sich Beide zu gleicher Zeit.

„Der Kintzinger!“ sagte der Officier verwundert.

„Wendelin Kintzinger, ganz recht, Euer Gnaden,“ gab der alte Soldat mit nicht geringerm Staunen zur Antwort, indem er die Uniform und noch mehr die französische Feldbinde anstarrte.

„Wie kommst Du hieher? Ich hätte Dich am Rhein gesucht, bei den kaiserlichen Reitern!“ rief der Officier.

„So ich Euch!“ erwiederte Wendelin dreist, und das kurze Wort traf, wie ein gut gezielter Schuß.

„Es wäre vielleicht besser für uns Beide, wenn wir noch zusammen bei Caprara-Cürassieren ritten!“ sagte der Officier. Aber das ist vorbei. Wendelin, Du hast mich bei Sanct Gotthard herausgehauen, ich hatte damals selbst nichts, Dich zu belohnen, jetzt will ich's thun — geh schnell und nimm zusammen, was Dein ist, und salvire Dich, so schnell Du kannst! — Wo ist Frau von Mosbach?“

„Wollt Ihr bei uns plündern lassen?“ rief Wendelin. „Ihr, ein deutscher Herr?“

„Schweig! Wo finde ich Frau von Mosbach?“ Hinter der Thür trat zitternd die Amme hervor, welche den deutschen Herrn, der als französischer Scherge kam, nur zu gut kannte.

„Meine gnädige Herrschaft erwartet Euer Gnaden im Saale — Ihr werdet aber doch barmherzig sein?“

Er antwortete nicht, sondern warf Wendelin den Zügel seines Pferdes zu und überschritt die Schwelle des Hauses, dessen Frieden nicht zum Erstenmale durch ihn gebrochen wurde. Wendelin hatte den Zügel nicht aufgefangen, nahm sich überhaupt des Pferdes nicht an, das wiehernd über den Hof zu den andern lief, wo es von den Reitern angehalten wurde.

„Was meint Sie, Amme, — mit den windigen Gesellen würden wir wohl fertig?“

„Wart' Er's ab, Wendelin! Der wird hier nimmermehr Gewalt thun,“ erwiederte die Amme. Wendelin ließ sie stehen und ging nach der Hinterpforte des Schlosses, die in den Garten führte.

Als der Officier, den nur sein lauter Tritt ankündigte, in der Thür des Saales erschien, den Hut in der Hand, mit einem glühenden Blicke die Gruppe musternd, vor der er sich stumm verbeugte, stieß Louise einen Schrei aus und suchte Schutz bei ihrer Mutter, welche tief erschrocken war, aber doch ihre Fassung behauptete. Ihr Stolz ließ sie nicht sinken, der

Moment mit seiner gebieterischen Anforderung stählte ihre Kraft, und ehe noch ihr Oheim, welcher auf diese Begegnung eben so wenig vorbereitet war, einen Entschluß oder nur ein Wort gewinnen konnte, trat sie, ihr Kind an der Hand, dem Wohlbekannten, der ihr nahte, entgegen. Grüßen oder willkommen heißen konnte sie ihn aber nicht, sie erwartete seine Anrede.

„Ich bin Euch ein überlästiger Gast, Frau von Mosbach —“ begann er mit seiner tiefen Stimme, in welcher sich doch ein unterdrücktes Beben hören ließ. „Vielleicht bin ich zum Ueberfluß, seit wir uns nicht gesehen haben, lächerlich geworden,“ fuhr er mit einem Blicke auf Theinau fort, welcher vergebens nach einem rettenden Gedanken rang, „ich habe mich allerdings meines letzten Schrittes zu schämen und komme Euch Abbitte zu leisten.“

„Graf Kreuth!“ sagte Johanna, von dieser unerwarteten Wendung ergriffen.

Ihr Ton drang zu seinem Herzen. — „Wollt Ihr mir ein Wort unter vier Augen gestatten?“ fragte er mit Wärme.

„Ich — bitte Euch, wenn es nur das ist, was ich nach Eurer freundlichen Rede innig hoffe,“ erwie-

derte Johanna befangen, „alles Vergangene der Vergessenheit zu übergeben —“

„Das wollen wir!“ rief Kreuth. „Aber ich muß Euch sprechen — die Zeit drängt — an jeder Minute hängt für Euch und die Eurigen die Abwendung namenlosen Elendes — zaudert nicht, edle Frau.“

„Sprecht!“ entgegnete Johanna. „Nur in Gegenwart meines Oheims darf ich Euch hören!“

„Ein Wort denn für Alle!“ rief er, von dem Ausdruck, den er unverkennbar in ihren Zügen zu lesen glaubte, neu gereizt. „Diesmal, beim höchsten Gotte! ist es kein leeres, lächerliches Schreckbild, mit welchem ich Euch nahe. Draußen halten französische Reiter, in wenigen Minuten muß der Commissar des Marschalls eintreffen, der Vollstrecker seiner Befehle — dann bleibt Euch kein Halm, keine Habe und das nackte Haus fressen die Flammen!“ Vor diesen fürchterlichen Worten schrie das junge Mädchen an der Seite ihrer Mutter laut auf und klammerte sich ängstlich an diese, Theinau aber rief entrüstet:

„Herr! Das ist unmöglich! Turenne — einen solchen Befehl!“

„Auf Edelmannswort! Ich rede Wahrheit! —

Johanna, ich will die Verantwortung auf mich nehmen, dem Marschall zu trotzen, ich will Euch und die Euren nicht allein schonen, sondern auch schirmen auf Gefahr meines eigenen Lebens — wenn Ihr mir Hoffnung gebt! Ich will kein unbedingtes Ja, nur einen armseligen Funken von Hoffnung — Ihr ahnt es nicht, was Ihr an mir verschuldet habt!" fuhr er immer leidenschaftlicher, alle Selbstbeherrschung verlierend, fort, „Ihr habt mich um mein Erdenglück, um mein Seelenheil gebracht, Blutschuld auf mein Haupt geladen — Ihr seid es allein, Ihr, Ihr allein, die mich verstoßen hat zu den Gezeichneten! Ihr müßt mich retten — Ihr könnt es!"

Er hielt inne — denn sie hatte die Hand, bei der entsetzlichen Beschwörung, die sie in einen Abgrund schauen ließ, heftig abwehrend, gegen ihn erhoben und sich schaudernd abgewandt.

„Ist das Eure Antwort, mein Urtheil?" rief Kreuth mit einer Wildheit, die alle seine Züge entstellte.

„Graf Kreuth, Ihr seid Edelmann —" beschwor ihn Theinau dringend.

„Johanna!" rief Kreuth, und seine Stimme nahm noch einmal einen milden Klang an.

„Ich darf Euch nicht täuschen —“ sagte sie kaum hörbar — „ich bin ein wehrloses Weib — weiß Euch nichts zu antworten. Gott ist über Euch und mir!“

„Er vernichte mich, wenn ich Euch lasse!“ rief er und stürzte hinaus. — „An's Werk!“ donnerte er auf dem Hofe seinen Reitern zu, und rasselnd sprangen fast Alle von den Pferden, nur die Flügelleute jedes Gliedes blieben aufgesessen und hielten die schnell gekoppelten Thiere. Die Reiter vertheilten sich; nur wenige Mann besetzten die Eingänge des Schlosses, die andern schlugen mit Beilen, welche damals von allen Dragonern für den Feldgebrauch am Sattel geführt wurden, die Thüren der Ställe und Scheunen, wo sie dieselben verschlossen fanden, ein, und fingen eine systematische Ausplünderung an, ungestört durch das Geschrei und die Einsprüche der Dienstleute. Der Vogt, welcher sich heftig widersetzte, erhielt Schläge — Herr von Theinau, der aus dem Schlosse herbei eilen wollte, wurde von den Posten, welche den Eingang bewachten, mit angeschlagenem Gewehr zurück gewiesen. Man zwang die Knechte, deren man habhaft werden konnte, die Ernte-Wagen anzuspannen und belud dieselben mit

allen Vorräthen, die gefunden wurden; das Vieh aus den Ställen trieb man in eine Heerde zusammen, unter dem zahmen Geflügel auf dem Hofe wurde eine wahre Mordschlacht geliefert; einzelne Dragoner schossen nach den Tauben.

„Alles fertig!" meldete endlich der Sergeant dem Officier, welcher noch am Eingange des Schlosses stand und mit gekreuzten Armen dem Treiben zugeschaut hatte, ohne selbst auf Theinau's dringenden Zuruf zu hören, als dieser den Versuch gemacht, noch einmal sein edleres Gefühl zu wecken.

„Zündet!" gebot Kreuth mit finsterer Stirne.

„Herr Capitain, das Schloß noch!" erinnerte der Sergeant, und eine ganze Rotte habgieriger Gesellen hatte sich schon versammelt, um jetzt, nachdem für die Heerbedürfnisse gesorgt war, ihren eigenen Vortheil zu suchen — sie murrten laut und wollten in das Schloß dringen, wo es gewiß die reichste Beute gab. Kreuth vertrat ihnen den Weg.

„Ich will, daß hier nichts genommen werde! Zündet!"

„Aber Herr Capitain, soll denn das Schloß mit Allem, was drinnen ist, nutzlos verbrennen?" sagte der Sergeant. „Laßt doch erst —"

„Schweigt!“ rief Kreuth. „Die Gefangenen im Schlosse sind mein, ich werde über sie bestimmen. Was sonst, mag brennen — ich befehl' es! Gehorcht!“

Sie haßten ihn, aber Niemand hatte bis jetzt gewagt, ihm den Gehorsam zu versagen und auch diesmal, wie grimmig sie auch der Verlust der reichen Beute schmerzte, die ihnen auf so wahnsinnige Weise entzogen und der Vernichtung Preis gegeben wurde, auch diesmal wagten sie nicht, sich dem Gefürchteten offen zu widersetzen. Wenig Minuten später flog der erste Feuerbrand in die Scheune, ihm folgten mehr in die übrigen Gebäude, geschäftig setzten die bei den beladenen Wagen gebliebenen Reiter den Zug in Bewegung, während schon dicker Qualm und das erneute Jammern und Schreien der Schloßleute die Brandstiftung verkündete. Noch war im Schlosse nichts geschehen, aber es war Zeit, auch hier an den Abzug zu denken. In diesem Momente erklang die Sturmglocke vom Kirchthurm im Dorfe mit ihren lauten, ängstlichen Tönen.

„Läutet nur!“ sagte Kreuth mit Hohn, und wandte sich, um jetzt vor Johanna zu treten, nicht als Bittender, sondern als Herr ihres Schicksals.

Es kümmerte ihn nicht, daß eben der Commissar des Marschalls in den Hof geritten kam — dieser konnte zufrieden sein.

„Wer hat hier zu zünden befohlen?“ hörte er noch in der Thür die laute, wie Metall klingende Stimme des Ankommenden, und er kehrte sich nicht einmal um, sondern ging mit festem Schritt nach dem Saale, wo Johanna mit den Ihrigen, umringt von wenigem Gesinde, das nicht wie das andere geflohen war, bleich und ergeben saß, die Verzweifelnden nach Kräften ermuthigend. Da hörten auch sie die Töne der Sturmglocke, und ein lichter Schein flog über Johanna's Gesicht — dachte sie in diesem Momente daran, was sie einst darüber zu Ulrich gesprochen hatte, und hoffte sie, wo keine Hülfe vom Landesherrn möglich war, auf Rettung vom Volke? Alle lauschten.

„Das ist der Wendelin!“ sagte die Amme. Gleich darauf verkündete aber der Schreckensruf, was draußen geschehen sei, und es galt nun Rettung vor unmittelbarer Todesgefahr.

Eben hatte Graf Kreuth die Hand an das Thürschloß gelegt, als er hinter ihm sich am Eingange des Corridors rufen hörte: „Capitain!“ Er ver-

wünschte den Rufer, konnte sich nun aber der Nothwendigkeit, ihn zu beachten, nicht mehr entziehen und wandte sich um: „Was steht zu Ihren Diensten, Colonel?“ fragte er mit erzwungenem Gleichmuthe.

„Ich ersuche Sie, Ihre Dragoner sofort zur Ordnung zu bringen,“ rief der Oberst. „Ihr Platz ist draußen, mein Herr!“

„Knabe!“ knirschte Kreuth in seinen Bart, und mit schnell verhehltem Zorn eilte er auf den Obersten, der im breiten Flur nächst der Thür stehen geblieben war und ihn kommen ließ, zu.

„Wo mein Platz ist, Colonel, brauchen Sie mich nicht zu belehren,“ sagte Kreuth. „Ich weiß, was ich thue.“

„Es scheint nicht so. Ihre Dragoner haben Feuer eingeworfen, trotz meines ausdrücklichen Verbots.“

„Des Marschalls Befehl gilt mir höher, als Ihr Verbot.“

„Hat Ihnen der Marschall directen Befehl gegeben?“

„Mir nicht allein — sondern der ganzen Armee. Proviant und Fourage, Schlachtvieh, alle Pferde und

was den Truppen von Nutzen ist, zu nehmen, dann abbrennen — den Ort! So lautet die Ordre. Ich glaube mich nicht verbunden, hier eine Ausnahme zu machen."

„Sie haben mir zu gehorchen, ich befehle im Namen des Marschalls! Warum ich gerade hier eine Ausnahme gemacht haben will, habe ich gegen Sie nicht zu verantworten. Ich befahl, daß nur der Heerbedarf genommen werden soll, das Schloß mit seinen Bewohnern aber vor Plünderung und Gewalt sicher bleibe und vorzüglich, daß kein Feuer eingeworfen werde. Sie haben gegen meinen Willen gehandelt. Gehen Sie, treiben Sie Ihre Dragoner zum eifrigen Löschen, das ich bereits angeordnet habe. Die Verantwortung übernehme ich. Sie haben im Schlosse nichts zu suchen."

„Meinen Sie?" grollte Kreuth, der seine Wuth nur mit größter Mühe zügelte. „Ich bin alter Soldat genug, um zu wissen, daß ich Befehlen nicht zu gehorchen habe, die im Widerspruch mit denen des Königs stehen."

„Herr Capitain!" fuhr der Oberst auf. „Ich arretire Sie."

„Aus sicherer Verschanzung als Commissar des Marschalls!“ sagte Kreuth mit bitterm Hohne.

„Beleidigung zur Insubordination?“ rief der Oberst, die Hand an den Schwertgriff legend.

Da konnte sich Kreuth nicht länger mäßigen. — „Bartloser Knabe, mir drohst Du mit dem Degen?“ schrie er und riß seine Klinge aus der Scheide. Blitzschnell kreuzte der Gegner die seinige mit ihr — ein kurzes, erbittertes Gefecht! Sie sahen nicht, daß sie nicht mehr allein im geräumigen Schloßflur waren, daß von Außen her die Wachposten, durch den Wortwechsel angelockt, mit höchstem Antheil dem Kampfe der beiden Officiere zuschauten, daß von Innen sich Zeugen eingefunden hatten, welche vor dem räthselhaften Schauspiele in athemloser Erwartung sich noch fern hielten. —

„Kinder!“ raunte der alte Oheim betroffen, als sähe er einen Geist, seiner Nichte und der Kleinen zu — „das ist der Chevalier — Clermont, so wahr ich lebe!“

Als er es kaum gesagt, fiel Kreuth's Degen klirrend zur Erde, sein rechter Arm sank kraftlos herab, doch wüthend stürzte er sich auf seine gefallene Waffe, hob sie mit der linken Hand auf und griff den Gegner

von Neuem an. Dieser parirte seine blind geführten Stöße, ohne sie zu erwiedern, und rief: „Genug, Capitain! Sie bluten!"

Der Graf hörte aber nicht auf ihn, sondern drang wild auf ihn ein, es hätte nur eines einfachen Vorstreckens der Klinge bedurft, um ihn auflaufen zu lassen, und Theinau, der selbst in seinen jungen Jahren ein geübter Fechter gewesen war, erwartete es auch nicht anders, ja er sehnte sich darnach — Gott verzeihe dem alten Herrn die Sünde! — dann wäre mit einem Male aller Noth ein Ende gewesen und Kreuth ganz allein Schuld an seinem Untergange. Der Gegner dachte jedoch edler, er verschmähte den leichten Sieg; je hitziger Kreuth wurde, desto ruhiger schien er zu werden, mit vollendeter Kunst lenkte er alle Stöße glatt ab, daß man kaum die Berührung des Stahls hörte, und nur die Klingenblitze verriethen es, wie sie, gleich Schlangen, sich umwanden. —

„Hören Sie auf, Capitain!" rief der Oberst noch einmal. „Sie verbluten sich! Ich schone Sie nicht mehr, wenn Sie so fortfahren!" Das letzte Wort, Schonung, drang durch die Brandung der Leidenschaft, welche Kreuth betäubte, aber es wirkte eher, als eine Geißel. Da flog sein Degen zum zweiten

Male, aber jetzt nur mit überlegener Kunst, unblutig aus seiner Hand geschlagen, weit über den Flur, und einer der Dragoner sprang schnell hinzu, ihn aufzuheben. Kreuth war entwaffnet — doch warf er sich jetzt seinem Feinde gerade an die Brust, ein Dolch — Alle sahen es! — funkelte plötzlich hoch in seiner Faust — laut auf schrie Johanna, da dunkelte es ihm plötzlich vor den Augen, er schwankte, der Stoß, dessen sich sein edelmüthiger Gegner nicht versehen, ging fehl und schnitt nur das Tuch des Waffenrockes auf. Entrüstet schleuderte ihn der Oberst zurück und Kreuth sank lautlos zur Erde.

„Nehmt ihn auf, Dragoner! Sorgt für ihn!“ sagte der Chevalier mit ruhigem Ernste. Und während sie gehorchten, wandte er sich zu der Gruppe, welche er in den letzten Gängen seines Kampfes wohl bemerkt, aber, da er sich mit scharfem Auge seines Gegners erwehren mußte, nicht genauer beachtet hatte.

Er sah eine bleiche, bildschöne Frau — sie mußte es sein, deren Angstruf ihn vor dem Meuchelmord gewarnt hatte! Auf ihr allein, wie gebannt, hingen seine Blicke; das junge Mädchen, das sie umschlungen hielt, den ihm wohlbekannten alten Mann an

ihrer Seite, das zagende Gesinde hinter ihr sah er nicht. Er nahte der schönen Frau mit Ehrerbietung. An ihm vorüber stürzten sich aber jetzt die Dienstleute, welche nur durch den Kampf bisher davon abgehalten worden waren, voll Todesangst über den Feuerlärm und das wüste Geschrei, denn die Franzosen gehorchten dem Befehl zum Löschen nur zum Schein und konnten so des Brandes nicht Meister werden.

„Seid ganz ruhig, edle Frau," sagte der Chevalier, indem sein Auge mit Bewunderung auf dem lieblichen Weibe ruhte, das in der Hülflosigkeit nur an ihr Kind dachte und es fest an sich gedrückt hielt, als wolle man ihr das Theuerste auch entreißen. „Ihr könnt ganz ruhig sein, das Feuer wird gelöscht und kann das Schloß nicht erreichen. Ihr seid sicher, ich gebe Euch mein Ehrenwort."

Johanna hatte einen dankbaren Blick für ihn — sein edles, männlich schönes Gesicht kam ihr wie das leuchtende Antlitz eines Schutzengels vor.

„Herr Chevalier — Ihr häuft eine großmüthige Handlung auf die andere —" begann Theinau, während die Amme, welche von allen Dienern allein bei der Herrin geblieben war, diese mit neuer Furcht auf die Fortschritte des Feuers aufmerksam machte, die

man durch die offenen Thüren wahrnehmen konnte, und sie dringend bat, nicht länger zu bleiben.

„Ich thue, was jedes echten Edelmanns Pflicht ist," erwiederte Clermont stolz — und sich von ihm zu Johanna wendend, nahm er gleich den warmen und gefühlvollen Ton wieder an, dessen seltner Wohlklang den Weg zu ihrem Herzen fand. „Ich bitte Euch, daß Ihr nicht länger hier verweilt, wo nur schreckliche Eindrücke Euer Gemüth beunruhigen. Ueberlaßt Euch voller Sicherheit, Ihr sollt vor jeder Belästigung geschützt werden. Die Requisition, welche ein höherer Befehl veranlaßt hat, kann ich freilich nicht rückgängig machen, aber von anderm Eigenthum soll keine Stecknadel genommen werden, und kein fremder Fuß sich in Eure Nähe drängen. Ich eile, die weitern Anordnungen zu treffen, und werde dann auf die Erlaubniß warten, Euch persönlich meinen Rath für die nächste Zukunft geben zu dürfen."

„Herr Chevalier," antwortete Johanna in französischer Sprache, obgleich er Deutsch, wie schwer es ihm auch fiel, zu ihr gesprochen hatte, „ich war Euch schon zu inniger Dankbarkeit verpflichtet, und fühle mich jetzt noch tiefer beschämt — was ich durch einen

raschen, unüberlegten Schritt einst gethan, wie soll ich das sühnen?"

Er lächelte fein und versenkte seinen feurigen Blick tief in ihre milden, braunen Augensterne, welche Verzeihung bittend auf ihn gerichtet waren und jetzt vor den seinen sich schamhaft verhüllten. — „Ich bitte nur um meinen Bayard, den Ihr noch gefangen haltet," sagte er mit scherzendem Tone. „Doch später davon, wenn Ihr erlaubt." Er verneigte sich und eilte dann nach dem Hofe hinaus, wo er allerdings sah, daß der Feuersbrunst, welche schon das ganze Scheunengebäude ergriffen hatte, nicht mehr Einhalt zu thun war. „Wo sind die Dragoner?" rief er seinem eigenen Diener zu, welcher die beiden vor dem Prasseln und Lodern des Brandes wild gewordenen Pferde kaum zu bändigen vermochte. „Ich sehe keinen Menschen! Wer hat befohlen, den Hof zu verlassen?"

„Ich weiß es nicht — da kommt der Sergeant zurück," sagte der Diener, während Clermont rasch aufsaß.

Durch das Thor kam wirklich der Sergeant gesprengt, wie ein Rasender. „Mein Colonel, die Bauern haben sich zusammen gerottet — sie kommen in mehreren Haufen — wollen uns umringen —"

Clermont gab seinem Pferde die Sporen und jagte, von seinem Diener und dem Sergeanten gefolgt, in das Freie hinaus, während die Flammen im Innern der Stall- und Wirthschaftsgebäude gefräßig ihr Werk der Zerstörung fortsetzten, und vom Gesindehause die Knechte und Mägde mit ihren geringen Habseligkeiten, die sie jetzt erst retten konnten, nach dem Schlosse liefen, das zwar durch einen breiten Raum von den andern Gebäuden getrennt, auch durch sein Ziegeldach und steinerne Mauern vor Flugfeuer geschützt war, in welchem aber schon von der Hitze ein Fenster sprang. Zum Glück führte von dort eine Hinterpforte in den weiten Garten, und schlimmsten Falls konnte man aus diesem auf das offene Feld gelangen. Herr von Theinau wollte seine Nichte, welche sich in den Saal zurückgezogen hatte und hier in tiefem Sinnen saß, bewegen, mit Louisen und der Amme eine ruhigere Stätte im Schatten des Gartens aufzusuchen und dort, entfernt von der Gefahr, zu warten, wie sich Alles gestalten werde, aber seine ganze Ueberredungskunst scheiterte.

„Ich bin hier sicher,“ sagte sie mit Resignation.

„Wer bürgt Euch dafür?“ rief er dringend. „Wer kann Euch nur den nächsten Augenblick verbürgen?“

„Sein Ehrenwort,“ erwiederte sie.

„O, traut dem Fremden nur!“ entgegnete der Oheim, und sie sah ihn verwundert an, denn eine solche Aeußerung war so ganz verschieden von Allem, was sie jemals aus seinem Munde vernommen hatte. Freilich hatte er Ursache genug zur bittersten Enttäuschung, aber so offen war letztere noch nie hervorgetreten.

„Ich traue dem Mann von Ehre!“ sagte Johanna. „Es ist die einzige Hand, die sich mir in der Noth bietet — — verzeiht, mein geliebter Onkel,“ setzte sie rasch hinzu, „Euch kann kein Vorwurf treffen, Ihr habt mehr für mich gethan, als ich Euch jemals vergelten kann. Laßt uns denn treu zusammen ausharren und tragen, was Gott über uns beschlossen hat. Mein Kind, mein Liebling, weine nicht, ängstige Dich nicht! Unser Vater im Himmel wird seine Kinder nicht verlassen!“

„O, Mutter! Mutter! Wäre doch mein Vetter Ulrich hier!“

Die Mutter küßte sie heftig. „Gnädige Frau —“ sagte die Amme, „bleibt nicht hier! Im Garten in frischer Luft wird Euch leichter werden. Ich will schon Alles bewachen.“ — Ein furchtbares Krachen,

wie ein langhallender Donner, unterbrach sie, es war die zusammenstürzende Scheune, die sie bis zum Tode erschreckte, und wilder rasten die Flammen, daß man ihr Prasseln in diesem lautlosen Momente bis hieher vernahm. — „Mutter!“ rief Louise außer sich, und bat sie flehentlich, zu thun, was die Amme gesagt. Da ließ sich Johanna endlich bewegen.

Drittes Kapitel.

Der Chevalier fand auf dem freien Platze vor der Ringmauer, welche den Schloßbezirk umfaßte, den ganzen Zug von beladenen Wagen, Schlachtvieh und Handpferden im Viereck, wie zur Vertheidigung aufgestellt, einige Dragoner, die Schußwaffe, zum Gefecht bereit, auf den Schenkel gesetzt, hielten an den Ecken dieser Wagenburg; der Haupttrupp hatte sich einige hundert Schritt vorwärts postirt. „Worauf warten sie?“ rief Clermont. „Marsch!“

Sein Auge suchte den Feind, der ihm gemeldet war, den aber sein militairischer Stolz als keinen ebenbürtigen Gegner ansah. Zur Seite, halb hinter den Hecken des nahen Dorfes versteckt, erkannte er einen dichten Haufen von Bauern; Spieße, Stangen und Heugabeln ragten über ihre Köpfe empor — sie

lauerten offenbar auf eine Gelegenheit vorzubrechen; Clermont's Lippe kräuselte sich verächtlich.

„Laßt anmarschiren!" befahl er noch einmal dem zögernden Sergeanten. „Ihr commandirt doch, seit Euer Capitain verwundet ist? Wo habt Ihr ihn? Er kann nicht gefährlich verwundet sein."

„Dort, mein Colonel," erwiederte der Sergeant und zeigte nach der Mitte des Vierecks, wo auf einem Wagen ein ausgebreiteter Reitermantel sichtbar war. „Er ist verbunden — ein breiter Stich durch die Muskeln des Oberarms — alle zerschnitten, glaub' ich — viel Blutverlust —"

„Marsch denn! Ihr werdet Euch doch nicht durch das Bauernvolk aufhalten lassen?"

Der Sergeant gab das Commando und langsam setzte sich der Transport in Bewegung. „Mein Colonel," sagte der alte Soldat, „das hätte mich nicht aufgehalten, aber seht dort!"

Unter den Bäumen, deren Laub die Aussicht verdeckte, hatte der Chevalier nicht wahrnehmen können, was sich ihm jetzt, nachdem er weiter vorgeritten war, darbot. In einiger Entfernung standen, auf verschiedenen Punkten förmlich kriegserfahren aufgestellt, drei dichte Massen — sie hatten die beiden Wege, welche

sich von Wilsheim trennten, besetzt und außerdem noch einen Rückhalt in zweiter Linie. Wo war auf einmal diese Menge zusammen gekommen? Der Landsturm mußte länger schon vorbereitet sein! Zwei Dörfer der Nachbarschaft standen in Flammen, und dennoch war ihre Bevölkerung hier zusammen gelaufen? Vielleicht gerade deshalb! Dort gab es nichts mehr zur retten, hier aber winkte die Rache.

„Sergeant," sagte Clermont ruhig, fast heiter, „übernehmt die Sorge für den Transport — sollten jene Spaßvögel vorbrechen, so verscheucht sie mit einigen Schüssen. Ich sehe, Ihr habt ein Paar Wagen mit abgesessenen Schützen besetzt, das ist gut. Mit der Armada dort —" er zeigte auf die im freien Felde stehenden Bauern — „werde ich mich selbst beschäftigen!"

Er galoppirte zum Haupttrupp vor, der sich, ohne Befehl haltend und ungewiß, was er thun solle, schon oft umgesehen hatte. „Vorwärts!" rief er den Dragonern zu, und sie ritten im Schritt an. Er setzte sich an ihre Spitze und ließ die blanke Waffe aufnehmen: eine Salve, auf welche damals die Dragoner, ganz wie Infanterie mit Musketen bewaffnet, gut eingeübt waren, hätte wahrscheinlich auch hier

die beste Wirkung gethan, aber Clermont wollte das freche Gesindel, das sich erkühnte, französischer Cavalerie den Weg zu sperren, mit der Gewalt der Rosse und Säbel zersprengen. Er selbst ließ seinen Degen in der Scheide stecken, er hätte ihn mit Bauernblut zu besudeln geglaubt.

„Trab!“ commandirte er. Der Hufschlag klang im gemessenen Tact der beschleunigten Gangart auf dem festen Boden, die Waffen rasselten — unter den Haufen der Bauern, obwohl sie noch achthundert Schritt entfernt waren, machte sich eine unruhige Bewegung bemerkbar, sie zogen sich dichter an einander, und wie es schien auch rückwärts, wo der dritte Trupp hinter den beiden vorgeschobenen Haufen stand. Dadurch machten sie es den Reitern leichter, sie mit einem einzigen Anlauf zu sprengen, aber sie konnten auch in größerer Masse mehr Widerstandskraft gewinnen. Da kam über das Feld ein einzelner Reiter gesprengt — man hörte ihn heftig rufen, aber die Bauern gehorchten ihm nicht, sondern beschleunigten ihr Zusammenrücken, dem er Einhalt thun wollte, nur noch mehr. — Clermont hatte den Reiter, welcher der Anführer der Bande zu sein schien, gleich bei seinem Erscheinen mit scharfem Auge verfolgt, auf

einmal durchzuckte es ihn: „Auf meine Ehre!“ rief er. „Mein Bayard! — Zum Angriff!“

Aber es kam nicht dazu, die Bauern, von einem panischen Schrecken ergriffen, liefen plötzlich auseinander — vergebens donnerte des Führers Stimme, sie zum Stehen, zum Kampfe zu bewegen, sie hörten nicht auf ihn, in wilder Flucht suchten sie hinter einem breiten Graben, der seitwärts die Feldmark durchschnitt oder in den schützenden Bergen, wo die Schlucht der Herrenwiege sich öffnete, Rettung; Vielen glückte es auch bei dem Vorsprunge, den sie hatten und bei ihrer Menge, die ihnen wenigstens den Vortheil gewährte, daß die Franzosen bei ihrer Minderzahl doch nicht Alle zugleich niederhauen konnten, und so auch von Denen, die eingeholt wurden, Viele entrannen. Clermont hatte nur den Führer im Auge, der sein eigenes, ihm geraubtes Roß — entehrte! so nannte er es. Durch die Bemühungen, seine feigen Genossen zum Stehen zu bringen, war jener aufgehalten worden; er machte sogar einmal Front, als wolle er sich ganz allein, die breite Klinge in der Faust, den Franzosen entgegen stürzen, um lieber ehrlich zu fallen, als schimpflich zu fliehen, aber er sah wohl die Nutzlosigkeit dieses Opfers ein, vielleicht überkam ihn auch

ein anderer Gedanke, der ihm das Leben lieb machte, denn er warf sein Pferd kurz herum und ritt im mäßigen Galopp, seitwärts ausweichend, davon. Clermont setzte alle Kraft seines eigenen Rosses daran, um ihn einzuholen, er sah, daß er gegen den Verfolgten Terrain gewann, jetzt riß er seinen Degen aus der Scheide, nie hatte er eine so glühende Lust zum persönlichen Angriff gefühlt, als hier, wo es galt, den Räuber seines Bayard, den er geliebt, wie ein Kind, zu züchtigen. Da kam dieser an den Graben — nur einen Moment stutzte das edle Roß vor der gewaltigen Breite, dann hob es sich aufrecht, wie ein Mann, und von seinem Reiter mit vollendeter Kunst die richtigen Hülfen empfangend, übersprang es den Landgraben mit einem so riesigen Satze, daß seinem frühern Herrn, obwohl er es dadurch unwiederbringlich verlor, das Herz in der Brust aufhüpfte. Jenseit ritt der Andere, nachdem er das Pferd gesammelt, auf hundert Fuß vom Graben entfernt, einen schönen Caracol — eine „Schnecke", wie es von der kreisrunden Wendung genannt wurde — und blieb dann mit dem Gesicht zum Graben gekehrt halten, um zu sehen, wie sein Verfolger diesen überspringen werde. Das Einzelngefecht mit ihm brauchte er drüben nicht

mehr zu scheuen. Aber der Sprung ging über die Kräfte des Pferdes, welches Clermont ritt. Es warf sich herum, der Reiter brachte es zweimal wieder bis an den Rand und spornte es zum Sprunge, aber es versagte, und als Clermont, außer sich vor Zorn und Scham — denn er hörte das Gelächter seines Feindes — den dritten Versuch machte, der das Thier wenigstens in den tiefen, trockenen Graben hinein zu setzen zwang, sah er, wie der Gegner die Klinge salutirend senkte und dann, umwendend, in gestreckter Carriere hinweg jagte, so daß er, nachdem sich das Pferd des Officiers mühsam die jenseitige Grabenabdachung hinaufgearbeitet hatte, nicht mehr einzuholen war.

Mit einem Grimme, wie er ihn nie gekannt, kehrte der Chevalier zu seinen Reitern zurück, die noch vereinzelt die Bauern hetzten und, wen sie erreichen konnten, nieder hieben; er rief dem Trompeter zu, das Signal zum Sammeln zu blasen, und ritt langsam zum Wagenzuge, der unterdessen von den Bauern aus dem Dorfe wirklich angegriffen worden war. Ein Paar Schüsse hatten aber, wie der Oberst richtig vorhergesagt, die Feinde in Respect gehalten, und sobald sie in der Ferne die Auflösung ihrer Landsleute

gesehen, hatten auch sie sich plötzlich zerstreut und geflüchtet.

Clermont musterte den Zug mit strengem Blicke. Er ließ halten und sich eine Gasse öffnen, durch welche er zu dem Wagen ritt, auf welchem Graf Kreuth, von dem Reitermantel bis an das Kinn bedeckt, lag. Er hatte die Augen geschlossen, sein Gesicht war gedunsen, und statt der männlich braunen Farbe, die ihm sonst ein so kräftiges Soldatenansehen gegeben hatte, mit einer fahlen Blässe unterlaufen.

„Mon camarade!" sagte Clermont theilnehmend. Der freundlich klingende Ton schien den Verwundeten zu wecken, er zuckte mit den Augenwimpern, doch öffnete er sie nicht.

„Ich habe Euch sehr Unrecht gethan," fuhr Clermont fort, überzeugt, daß ihn Kreuth verstehe. „Ihr handeltet als Mann — ich habe, wie ein schwaches Weib, nach lächerlichen Gefühlen gehandelt, und bin dafür bestraft. Nehmt meine herzliche Abbitte!" Der Ruhende gab kein Zeichen, daß er die Rede gehört habe.

„Unmöglich kann die Wunde — ein bloßer Stich durch den Arm — diesen Zustand erzeugen," wandte sich Clermont beunruhigt an den Sergeanten.

Dieser schüttelte den Kopf. „Alle Muskeln zerschnitten — viel Blutverlust!“ wiederholte er. „Und dann — mein Capitain ist ein sehr zorniger Mann — ein Deutscher — das Blut schießt ihm gleich in alle Stirnadern, daß sie schwellen zum Bersten —“

„Laßt ihn denn, wenn es geht, schneller fortbringen, damit er bald in ärztliche Pflege kommt,“ befahl der Oberst. „Den Transport führt langsam voraus — ich habe hier noch eine ernste Pflicht nachzuholen.“

Die schmetternden Klänge des Signals hatten die Reiter wieder gesammelt, sie hielten geschlossen am Wege, der weiteren Befehle gewärtig. Clermont ließ sie nach Wilsheim abschwenken. Er war empört über den schändlichen Verrath, mit welchem man seine Schonung belohnt hatte. Von Turenne, trotz seiner Gegenvorstellungen, dazu ausersehen, die Vollstreckung der grausamen Befehle in dieser Gegend zu überwachen, hatte er gerade, weil er gegen die Besitzer von Wilsheim Grund zu persönlicher Rache hatte, hier auf seine eigene Verantwortung Maßregeln getroffen, welche Anerkennung von ihrer Seite verdienten. Hatte man früher vielleicht aus Unwissenheit gegen ihn gefehlt, ihm seine Bemühung, der Mutter

ihr verlorenes Kind wieder zu geben, mit schnöder Behandlung gelohnt, so fiel jetzt auch dieser Vorwand weg. Jetzt sprach für ihn die Thatsache, daß er ihr Haus vor der Zerstörung, ihre Habe vor Plünderung, ihre eigenen Personen vor Schmach geschützt, und zum Danke dafür wurde er heimtückisch aus dem Hinterhalt überfallen, im offenen Felde durch einen Knecht des Hauses, auf seinem eigenen, ihm durch gemeinen Diebstahl geraubten Pferde, mit bewaffnetem Gesindel bedroht!

Er gab seinen Reitern jetzt auch das Dorf Preis, dessen Bewohner schon, die Rache voraussehend, mit Allem, was sie in der Schnelligkeit retten konnten, geflüchtet waren, er kümmerte sich nicht darum, ob sie sich durch den in Flammen stehenden Hof, wo noch nicht alle Gebäude eingestürzt waren, oder auf anderm Wege einen Zugang in das verschonte Schloß suchten — einen Moment wohl trat das Bild der jungen, bleichen Frau in ihrer rührenden Schönheit vor ihn hin, aber der Dämon in seiner Brust, die Wildheit, welche von edleren Gefühlen und adeliger Sitte niedergehalten worden, war durch das brennende Gelüst nach Vergeltung entfesselt, und wenn er sich auch nicht zu dessen persönlicher Befriedigung entschloß

oder an ihr weidete, so ließ er doch den Schergen des mordbrennerischen Befehls, den er auszuführen hatte, freies Spiel. Was war es denn mehr? Anderer Orten war es auch geschehen! Hatte der Marschall gehorcht, wie durfte ein Untergebener die Vollstreckung versagen?

Mit strengem Angesicht hielt er im freien Felde, nur der Trompeter bei ihm und zwei Dragoner, welche mißvergnügt nach dem Dorfe blickten, wo ihnen ihr Antheil an der zu hoffenden Beute entging. Bald verkündeten schon einzelne Rauchsäulen, welche nach und nach sich verdichteten, daß das Werk begonnen habe, Geschrei klang herüber, jammervolle, herzzerreißende Töne, — hatte man noch Einwohner gefunden, Verspätete, Kranke? Diese Vorstellung war dem Officier noch nicht gekommen, er befahl einem der Dragoner schnell hinüber zu reiten und seinen Befehl zu verkünden, daß bei strengster Strafe keine Gewalt an Personen verübt werde, als die mit den Waffen in der Hand betroffen worden, und daß, wo ein Kranker liege, derselbe hinauszuschaffen sei — Franzosen, ließ er den Mannschaften sagen, könnten sich durch Grausamkeiten barbarischer Nationen nicht entehren! Ob der Dragoner, welcher, über den Auf-

trag sehr erfreut, nach dem Dorfe jagte, ihn dort den zerstreuten und geschäftigen Cameraden bestellen können, namentlich mit dem Aufrufe an ihr Ehrgefühl, blieb zweifelhaft — jedenfalls war die Wirkung nicht zu ermitteln und Clermont sagte sich das selbst. Die Gräuel des Krieges, die er in manchem Feldzuge schon kennen gelernt und gegen die er sich längst verhärtet glaubte, waren ihm bei dieser letzten unter christlichen Nationen fast unerhörten Anordnung, ein ganzes Land systematisch zur Wüste zu machen, von Neuem empfindlich auf das Herz gefallen — in diesem Augenblicke schwerer, als je. Immer wieder stellte sich das Bild der schönen, bleichen Frau vor seine Seele, er glaubte ihr wunderbar leuchtendes Auge, jetzt mit flehendem Ausdruck auf sich gerichtet, zu sehen — schmerzliche Bitten wähnte er von ihren weichen Lippen zu vernehmen — war sie denn wirklich Schuld an dem Verrathe? Mit Recht züchtigte seine Hand ihre Unterthanen und gab deren Wohnungen den Flammen Preis — aber sie! Auf einmal schlug der Gedanke, der gleich, als er seine Schergen losließ, mahnend an seines Herzens Pforte geklopft, den er jedoch, wie einen lästigen Gast, abgewiesen und nicht angehört hatte, gewaltsam durch:

„Du hast Dein Ehrenwort gegeben!“ Umsonst, daß er sich sagte, er habe ja weder Befehl noch Erlaubniß ertheilt, in das Schloß zu brechen, und wenn ihre Sicherheit wirklich gefährdet werde, so habe sie das durch ihren Verrath wohl verdient! Umsonst, daß er den Glauben an letztern festzuhalten strebte, der ihn seines Wortes entbunden habe! „Das Wort eines Clermont!“ tönte es in ihm, und er konnte nicht länger widerstreben.

„Der Trompeter bleibt hier halten!“ befahl er, zu den Reitern gewandt, welche hinter ihm standen. „Bin ich in einer Viertelstunde nicht zurück, Trompeter, so wird Appel geblasen. Der Brigadier soll dann, wenn die Mannschaft gesammelt ist, dem Transport ohne Aufenthalt folgen; er weiß, wo das Rendez-vous des Regiments ist, dort hat er sich beim Prinzen von Chateau-roux zu melden, wenn er später eintreffen sollte, als der Sergeant mit dem Wagenzuge. — Du, der Andere, folgst mir!“

Mit flüchtiger Rede hatte er diese Befehle ertheilt, dann ritt er schnell nach der Baumgruppe hinüber, welche auf dem Vorplatze des Schlosses stand. Der Hof, in welchen er hier eine Einsicht gewann, glich einer flammenden Hölle, die Hitze war hier schon so

unerträglich, Trümmer und Brände hatten sich so gehäuft, daß er keine Möglichkeit sah, von dieser Seite zum Schlosse zu gelangen. Es konnte aber doch nicht diesen einzigen Eingang haben — so sprengte er an der Mauer dahin, wo ein Fußpfad nach dem Dorfe lief, und spähte nach einer Pforte, hinter ihm in einiger Entfernung folgte der Dragoner, der ihm beim Absitzen das Pferd halten sollte. Da fing auf einmal wieder die Sturmglocke mitten im brennenden Dorfe an zu läuten, sie war verstummt, als im Schloßhofe das Feuer aufging; jetzt hallten ihre wimmernden Klänge von Neuem, aber ungleich und schwach, wie von einer matten Hand geweckt.

„Im Schlosse brennt's auch, Colonel!“ rief der Dragoner dem vorausjagenden Officier nach.

Sie waren schon in der Höhe des Gartens, und Clermont hielt auf diesen Ruf sein Pferd an, das bereits von der wiederholten Anstrengung des Tages matt wurde, und schaute sich nach dem grauen Dache des Schlosses um, das man durch eine Baumlücke sehen konnte. Wahrhaftig! Da kräuselten sich auch schon die Rauchwolken in den reinen Himmel empor, und eine Angst überfiel bei diesem Anblick den Chevalier, als sei ihm das Theuerste in jenen Räumen

gefährdet. War das nicht auch? Dort hatte er seine Ehre verpfändet.

„Die Rasenden!“ rief er, und spornte sein müdes Pferd von Neuem, bis er die Ecke erreichte, wo sich die Mauer scharf in eine andere Front brach, und die Dorfhecke begann, welche dem weitern Rundritt ein Ende setzte. Hier aber wußte Clermont Bescheid. Er war damals aus dem Fenster seines Zimmers, wo man ihn verrätherisch eingeschlossen hatte, entsprungen, hatte den Garten durchkreuzt und endlich mit Hülfe eines Baumes die Mauer erstiegen, deren Pförtlein er hier zwar entdeckt, aber verschlossen gefunden hatte; von der Mauer war er, obgleich sie ziemlich hoch war, herabgesprungen, ohne sich Schaden zu thun: er entsann sich ganz genau, daß dort auch außerhalb in der Nähe ein Baum stand — er mußte, abenteuerlich wie es war, hier Alles wagen, der brennende Vorwurf über sein gebrochenes Ehrenwort und, was er sich selbst nicht bekannte, das Bild der reizenden Frau, rissen ihn über alle Bedenken hinweg. „Halte mein Pferd!“ rief er dem Dragoner, der noch weit zurück war, zu.

Aber dieser winkte mit allen Zeichen des Schreckens und wies nach dem freien Felde hinaus, wo

eben der Trompeter — nicht das klare Signal zum Sammeln — sondern Allarm blies mit aller Anstrengung seiner Lungen. Es war eine zu stolze Verachtung des elenden Feindes gewesen, die den Chevalier de Clermont vermocht hatte, seinen ganzen Haufen aus der Hand zu geben und zu zersplittern — er hatte nicht im Entferntesten an die Möglichkeit gedacht, daß die Bauern, welche so erbärmlich bei seiner bloßen Erscheinung aus einander gelaufen waren, wieder kommen könnten, um eine bessere Gelegenheit zu ersehen. So hatte er verschmäht, einen Trupp geschlossen zu halten, und wenn nicht zufällig der Trompeter, den er zurückgelassen, zu einer Vedette geworden wäre, deren Ruf die nahende Gefahr noch zu rechter Zeit meldete, so hätte Clermont leicht in die schimpflichste Lage kommen können. Schimpflich blieb sie genug, denn er sah sich außer Stande, dem Gegner, dessen er sich schämte, wiederum die Stirn zu bieten und ihn in alle Winde zu versprengen. Dort sah er über die frischen Stoppeln des Feldes aus zwei Richtungen schwarze Massen im eiligen Laufschritt sich nahen, den Führer bemerkte er noch nicht, — fliehend kam der Trompeter von seinem Posten an, er blies im vollen Lauf, das Schallloch der lan-

gen Heertrompete gegen das Dorf gekehrt, um seine Cameraden, welche drinnen noch in wilder Zerstörungswuth hausten, zu warnen und zu rufen. Wenige hörten es, noch weniger achteten sie darauf — Clermont eilte selbst hinein und rief vergebens; ein Paar, welche die Pferde hielten, schlossen sich ihm an, er mußte darauf verzichten, seine Reiter zu sammeln — und noch hätte er sich mit dem halben Dutzend, das bei ihm war, auf die Ueberzahl der Feinde geworfen, aber als er ansetzte, sah er sich allein, sie waren sämmtlich in der noch freien Richtung davon gejagt, und wollte er nicht in Gefangenschaft — von Bauern! — gerathen, so mußte auch er sein Heil in der Flucht suchen. Das war der bitterste Augenblick seines Lebens.

Viertes Kapitel.

Im dichten Gebüsch, auf der Nordseite des Gartens, wo die Natur sich selbst überlassen geblieben war, und eine üppig schöne Waldparthie geschaffen hatte, gab es eine Stelle, wie zum sichern Zufluchtsort absichtlich eingerichtet. Es war ein freies Rund von wenig Schritten Umfang, mit schwellendem Rasen bekleidet, von einem undurchdringlichen Laubwall rings eingehegt. Wer es nicht durch Zufall entdeckte, indem er sich, auf Gefahr sich zu verletzen, gewaltsam durch das Gestrüpp drängte, konnte nicht ahnen, daß hier ein so süßes, heimliches Plätzchen sich berge. Louise hatte es einst gefunden und seitdem oft aufgesucht, wenn sie sich vor der Amme verstecken wollte, um dann ihre weiteren Streifereien ungestört unternehmen zu können. Sie war aber dann gewöhnlich von dem stillen Zauber dieses Ortes gefesselt worden

und hatte, ganz gegen ihre Natur, stundenlang hier verweilt, auf dem Grase zwischen bunten Waldblumen liegend, über sich das flüsternde Wehen der Zweige und den blauen Himmel. Da hatte sie den Zug der Wolken und das Spiel der Vögel im Laube beobachtet, bis sie vom Liede der gefiederten Sänger eingelullt, berauscht vom süßen Duft des reich blühenden Jasmins, der sich aus dem Gesträuch an die Sonne gedrängt, in Schlummer gefallen war, der stets von seltsamen, phantastischen Träumen durchwebt wurde. Wenn sie erwachte, konnte sie sich deren noch so lebhaft erinnern, daß sie oft wirklich geschaut zu haben meinte, was sie nur geträumt hatte. Wenn die Amme, der sie immer zuerst ihre Wunder vortrug, ihr nicht glauben wollte, konnte sie manchmal recht böse werden.

Hieher hatte sie nun die Mutter und Alle geführt, die mit ihr vor den nahen Schrecknissen des Brandes endlich eine verborgene Freistatt suchten. Die Amme war die Einzige gewesen, welche dagegen Einspruch gethan hatte, denn sie hielt das Lieblingsplätzchen ihres Fräuleins, eben jener verlockenden Träume wegen, für einen unheimlichen Ort, wo böser Spuk beim hellen Mittag, wie es den Wald- und Feldgeistern

allein frei steht, sein Wesen treibe, und hatte schon Frau von Mosbach mehrmals, wiewohl vergeblich, gebeten, ihrem Kinde den Besuch der „Waldlaube", wie Louise ihren Versteck getauft, ernstlich zu untersagen. Auch heut' blieb ihre Warnung, daß es nicht gut sei, in so schlimmer Stunde, wo man eher Gott, als die bösen Geister aufsuchen sollte, unbeachtet — Johanna, in ihrer tief erschütterten Stimmung, hörte kaum auf sie und ließ sich fast willenlos von Louisen fortziehen.

„Es liegt im Blute," murmelte die Amme, so daß es nur Herr von Theinau, der neben ihr ging, hören konnte. „Sie kann nicht anders. Der böse Vorfahr hat's ihnen vererbt!"

Frau von Mosbach betrat die Waldlaube nicht zum ersten Male, sie hatte sich schon früher, als Louise, von ihrer Entdeckung ganz entzückt, davon gesprochen hatte, hinführen lassen und seitdem, wenn das Kind nirgend zu finden war, dasselbe dort aufgesucht und zuweilen auch getroffen. Die Amme breitete eine Decke, welche sie mitgenommen, über den Rasen, und bat ihre Herrin, sich niederzulassen und ruhig abzuwarten, bis die Franzosen wieder abgezogen seien, dann werde Gott ja weiter helfen. Der Oheim, selbst

gar trostlos, bemühte sich, seiner Nichte Fassung einzusprechen, die ihm mehr als ihr fehlte. Louise war die Muthigste, sie fühlte sich hier wie zu Hause, gleichsam die Königin dieses Waldgebiets, in welchem sie allein Schutz gewähren könne. Sie setzte sich zu ihrer Mutter auf die Decke und sah ihr hell in die traurig umflorten Augen. „Mama! Hülfe wird uns kommen, ich weiß es ganz gewiß!“ Frau von Mosbach küßte sie, und fand nun in reichlich fließenden Thränen Linderung. Der Oheim hatte sich in das Gras niedergelassen und wollte sie trösten, aber die Stimme brach ihm bei dem ersten Worte. Er sah in eine schreckenvolle Zukunft, und der Gedanke, diese beiden zarten und hülflosen Wesen dem Jammer und der Noth Preis gegeben zu sehen, durch den plötzlichen Wechsel vom reinsten Glück zum tiefsten Elend, drückte ihm fast das Herz ab. Was sollte nun eigentlich aus ihnen werden? Von ihm, als dem Manne, war mit Recht ein Entschluß für sie zu fordern, ihm lag es ob, für sie zu sorgen, aber was konnte er thun? Ihres Bleibens war hier nicht mehr, wo Alles zerstört und vernichtet war — was half es, daß der Wille des großmüthigen Chevaliers das Schloß vor Raub und Brand geschützt hatte,

zwischen einem Trümmerhaufen konnten sie doch nicht wohnen, das Dorf war gewiß gleicher Verwüstung übergeben, das andere Gut, Theinau, die ganze Gegend wahrscheinlich verwüstet! Aber wohin sollten sie sich wenden? Dem Fremden sich anvertrauen, der seinen Rath verheißen hatte? Auch er konnte ihnen nur eine höchst zweifelhafte Sicherheit gewähren, vielleicht freies Geleit nach einer Freistatt, die sie sich wählen würden; zum Kloster, wo ihre Tante Aebtissin war, oder in die untere Pfalz nach dem festen Mannheim, unter den Schutz des Kurfürsten! Wenn der Chevalier selbst nur vermocht hätte, sie ungefährdet und ungekränkt in's Oberland oder zur Friedrichsburg nach Mannheim zu bringen! Das stand aber nicht in seiner Macht, Angesichts der Schaaren, die rings das ganze Land bedeckten, ihn rief der Krieg, er durfte nicht der Champion und Begleiter einer reisenden Dame sein, und die Escorte, die er ihr etwa mitgeben konnte — wer mochte sich ihr anvertrauen? Ueberhaupt der Hand, welche schon so viel Böses in Deutschland verübte?

Die Amme hatte sich, ohne Erlaubniß einzuholen, wieder entfernt. Es litt sie nicht in der verborgenen Stätte, sie konnte die Ungewißheit, was draußen

vorgehe, nicht ertragen; das Schloß stand offen und verlassen, sie erschrack, daß sie, wie vor den Kopf geschlagen, mitgegangen war, ohne wenigstens die große vordere Thür gegen den ersten Anlauf zu sperren. Auch konnte sie vielleicht noch einige Kostbarkeiten retten — denn wenn auch der schöne Officier in seinem wunderlichen Deutsch, das sie kaum verstanden, ihrer Frau versprochen hatte, daß Alles sicher sein solle, wer konnte ihm trauen, wo ihm doch selbst Böses genug geschehen war und noch geschah — sie hatte es wohl gesehen, wie der Wendelin nach dem Herrenstalle, im Seitenflügel des Schlosses, gegangen war! Gewiß ritt der verbissene Kerl draußen auf dem Pferde, das dem Franzosen gehörte, herum und hetzte die Bauern auf — und wenn das gesehen wurde, so war an kein Erbarmen mehr zu denken.

Während die treue Frau sich mit diesem ängstlichen Gedanken herumtrug und im Schlosse schäfterte, um noch einiges Silbergeräth, so viel sie schleppen konnte, in ein großes Tuch zu schlagen, auch Lebensmittel, an die kein Mensch gedacht, in einen Korb zu packen — war im Felde vor dem Dorfe, nach der Herrenwiege zu, ihre Furcht schon in Erfüllung gegangen, und ehe sie das Haus, dessen Thür

sie mit Riegeln gesperrt hatte, verließ, schaudernd vor dem Anblick, der sich ihr in dem brennenden Hofe bot, hörte sie vom Dorfe her das entsetzliche Geschrei, das sogar durch das Prasseln und Toben der Feuersbrunst bis zu ihr drang. Sie fiel vor Schrecken fast zu Boden, und hielt sich nur an einem Fensterkreuz im Hausflur; die Glut, vor welcher noch immer Scheiben zersprangen, brannte auf ihrer Hand — aber sie ließ sich nicht überwältigen, es galt ihrer Herrin, die sie an ihrer Brust genährt hatte. Mit einer Seelenkraft, welche man in der alten Frau nicht gesucht hätte, trotzte sie aller Gefahr, trug ihre Last von Silber und Eßwaaren aus dem Schloß in den Garten, wo sie dieselbe einstweilen versteckte, und eilte nach dem Pförtchen, durch welches auch Wendelin hinausgekommen war. Sie mußte sehen, was im Dorfe vorging. Entsetzen! Als sie es öffnete, blickte ihr das wildlachende Gesicht eines Franzosen entgegen, sie schrie laut auf, aber sie hatte die Geistesgegenwart, schnell wieder die Pforte zuzuschlagen und den Riegel, der seit Wendelin's Ausgang nicht wieder geschlossen war, vorzuwerfen. Dann eilte sie in den Garten zurück, um wenigstens ihr kostbares Gut zu retten und ihrer Herrschaft Nachricht zu bringen. Zum Glück

hielt der starke Riegel und die Pforte von Eichenholz den Freibeuter auf, daß er sich erst Gesellen zu Hülfe holen mußte, um einzubrechen, unterdessen war die Amme mit ihren Schätzen aus dem Gesicht gekommen. Sie brachte dieselben auch glücklich zu ihrer Herrschaft, welche sie von dem neuen Unglück, das über das Dorf hereingebrochen war, in vermehrte Schrecken und Angst gesetzt traf, denn die Zeichen, vor denen sie sich selbst entsetzt hatte, waren auch bis hieher gedrungen.

„Da ist nichts mehr zu machen!“ sagte die Amme athemlos vom raschen Lauf, indem sie ihre schwere Bürde von der Achsel nahm und den Korb mit Eßwaaren auf den Boden setzte. „Alles ist verloren — sie brechen auch das Pförtchen auf — sie werden plündern —“

„Ihr hattet Recht, Onkel —“ sprach Johanna bitter. „Die Hand des Fremden kann uns nur quälen, nicht helfen! Sein Ehrenwort ist Spreu! — Mag's denn geschehen, wie Gott will! Wenn Du mir nur bleibst, mein Liebling!“ Sie schloß ihr Kind von Neuem an die Brust, und legte ihr Antlitz auf dessen Schulter.

„Mutter! Wir bleiben Alle bei Dir!“ rief

Louise. „Sie finden uns hier nicht, und Vetter Ulrich wird schon kommen, ich weiß es ganz gewiß. Nicht wahr, Amme?"

Die Amme hatte wenig Lust, diese Zuversicht zu bestätigen; sie murmelte nach ihrer Weise etwas hin und öffnete dann den Korb, um zu zeigen, daß sie an das Nöthigste gedacht habe. Jetzt freilich, wie konnte Jemand daran denken, nur das Geringste zu genießen, aber wer wußte denn, wie lange sie gezwungen sein würden, in diesem Versteck auszuhalten? Dann sollte ihre Vorsicht schon belobt werden.

„Es ist eine harte Prüfung, meine geliebte Nichte," sprach der Oheim, um ihre Aufmerksamkeit von dem Gräßlichen, das sich im Dorfe zutrug und auf das sie angestrengt lauschte, abzuziehen, „eine harte Prüfung, mein Kind, aber sie wird vorübergehen und Glück und Frieden wieder bei uns einkehren —"

„Amme, ist das nicht wieder die Sturmglocke?" unterbrach ihn Frau von Mosbach.

Die Klänge, wie schwach sie auch tönten, waren unverkennbar. — „Wer mag denn läuten!" sagte die Amme.

„Und was soll das helfen!" setzte Herr von Theinau hinzu. „Aus der Nachbarschaft — wer wird

es wagen, zu Hülfe zu kommen, Jeder hat mit sich selbst zu thun! Es ist ein schwaches —" plötzlich stockte er und starrte nach der Gegend des Schlosses. — „Ach Du mein Heiland!" schrie die Amme.

Im Schlosse brannte es nun auch. Die Dampfsäulen, welche in der Seele des Chevaliers auf seinem Ritte längs der Mauer den brennendsten Vorwurf geweckt hatten, gaben der verlassenen Frau, der er sein Wort im Groll nicht gehalten, das Zeugniß, daß sie wirklich auf Nichts mehr zu rechnen habe. Seine Freundlichkeit, sein Versprechen war nur ein artiges Spiel augenblicklicher Laune gewesen — er erinnerte sich vielleicht dessen gar nicht mehr oder spottete über ihre Leichtgläubigkeit. Sie dankte nur Gott, daß sie den Bitten ihres Kindes nachgegeben und nicht, im Vertrauen auf das Wort des Fremden ausharrend, auch ihr Liebstes gefährdet hatte. Nun war, wo sonst Alles verloren, doch ihr Kind geborgen.

„Gnädige Frau," sagte die Amme zitternd, „ich werde doch einmal nachsehen —"

„Um keinen Preis, Amme!" rief Frau von Mosbach. „Retten kannst Du nichts mehr, Dich nur selbst in Gefahr bringen."

„Und unsern Aufenthalt verrathen!“ setzte Theinau hinzu. „Bleibe Sie um Gotteswillen!“

„Still!“ winkte Louise. — Man hörte ein Rauschen im Gebüsch, gleich darauf fiel ein Schuß offenbar im Garten. Die Verborgenen zuckten im tödlichen Schreck, aber kein Laut verrieth sie — näher klang das Rauschen der Blätter, Zweige knickten, es drängte sich Jemand im schnellsten Lauf durch das dichte Gesträuch, — gewiß ein Flüchtling aus dem Dorfe! So wie Louise diesen Gedanken faßte, sprang sie auf, riß sich von der Hand der Mutter los, welche sie zurückhalten wollte, und brach rücksichtslos durch die Laubwand, um dem Fliehenden, mochte es sein, wer es wollte, die sichere Zuflucht zu öffnen. Die lauten Fanfaren der Trompete — wir kennen ihre Ursache — welche in diesem Momente drüben hinter der Gartenmauer sich hören ließen, hielten sie nicht zurück, eben so wenig der Ruf der Mutter, welcher ihr folgte.

Da hatte Louise ihre Absicht erreicht: ein junges Mädchen in bloßem Kopf, welchen die Flechten des Haares aufgelöst umflatterten, sprang durch das Gebüsch; ihre Schürze war zerrissen, ihre Arme bluteten — „Gretel!“ rief Louise.

Das Mädchen stürzte zu ihr. „Komm, komm! Hier findet Dich Niemand!“ rief das Fräulein, und führte sie eilig zurück, wo nun auch die Mutter mitleidsvoll Wendelin's Braut erkannte. Sie war noch außer Stande, ein Wort zu sprechen, sie sank auf das Gras und blickte sich um, als suche sie nach den Verfolgern hinter sich. — „Du bist in Sicherheit, Gretchen,“ sagte Frau von Mosbach. „Besinne Dich!“

„Was ist Dir geschehen?“ fragte Herr von Theinau, und Louise streichelte ihr die heißen Backen.

„Ich habe geläutet —“ stammelte das Mädchen.

„Du?“ rief die Dame.

„Ja — ich sollte! — Da kamen sie — und jagten mich — und Einer hatte mich schon bei den Haaren gefaßt, die mir aufgegangen waren — aber ich riß mich los und kam davon — im Garten war erst Keiner, aber da sahen sie mich vom Schloß — und haben nach mir geschossen —“

„Beruhige Dich nur,“ sprach ihr Frau von Mosbach zu. „Aber was sollte Dein Läuten helfen, armes Kind?“

„Hört Ihr's?" rief Gretchen plötzlich aufjauchzend. „Er ist gekommen!"

Im Dorfe entstand eben ein Gebrüll, so furchtbar und Grausen erregend, daß es schien, als sei eine Meute grimmiger Raubthiere, lange im Käfig gereizt, frisch durch die Eisen gebrochen und falle mit Wuth über ihre Peiniger her. Vor diesen Lauten erzitterte, wer sie irgend vernahm, bald aber mischten sich andere, gellendere, hinein, Töne der Verzweiflung, Geschrei um Erbarmen! Wo war hier Erbarmen zu finden!

Auf ihre Kniee war Frau von Mosbach gesunken und hatte ihr Haupt tief geneigt — Louise hatte sich dicht an sie geschmiegt, aber lauschen mußte sie, ob auch all' ihre Glieder zitterten und ihr junges Herz vor Weh zerspringen wollte — Theinau faßte Gretchens Arm.

„Das ist Wendelin!" rief das Mädchen. „O, nun wird Alles noch gut!"

Sie wollte wieder hinauseilen, aber die Amme hielt sie mit Gewalt fest. „Du bleibst!" rief sie. „Willst Du uns Alle verrathen? Ist es Dein Wendelin, so wart's ab."

Da fügte sich das Mädchen und horchte, wie die

Andern, in lautloser Stille auf das Wüthen im Dorfe, das nicht lange mehr währte. Nach und nach erloschen die wilden Stimmen, nur hier und da noch ein vereinzelter Aufschrei — bald war nur ein dumpfes, fortgesetztes Tosen zu hören; der Rauch, der über die Laubwälle zu sehen war, verdickte sich mehr, und schwarze Ballen von Dampf wirbelten zuweilen empor. „Seht Ihr? Jetzt löschen sie!" sagte Gretchen zuversichtlich. „Darf ich nun gehen?"

„Ich werde gehen!" versetzte die Amme. „Du bleibst hier! Darf ich, gnädige Frau?"

„Mama, ich gehe mit!" rief Louise, als die Mutter noch mit der Gewährung zögerte. Das verbot ihr Frau von Mosbach beunruhigt mit ungewohnter Strenge, die Amme jedoch, welcher Herr von Theinau zustimmend gewinkt hatte, entfernte sich schnell.

Als sie den Rand der Waldparthie erreicht hatte, blieb sie vorsichtig im Unterholze gedeckt stehen, und spähte erst nach allen Richtungen des Gartens hinaus. Niemand war zu entdecken; das Feuer im Schlosse schien noch nicht recht zum Ausbruche gekommen, nirgend schlug eine Flamme aus einem Fenster empor oder zeigte sich Glutschein — es hatte drinnen nicht so leichten Brennstoff gefunden, vielleicht auch wurde

es schon bekämpft, wie es unten im Dorfe geschah. Dort freilich waren die Hütten wohl nicht mehr zu retten. Die Amme dachte sich, wie Alles gekommen sein mochte. Daß der Wendelin beim Einmarsche der Franzosen Lust gehabt, mit ihnen anzubinden, hatte er gegen sie ausgesprochen — nun war er gewiß ausgeritten und hatte in der Nachbarschaft, wo sie das erste Sturmläuten gehört haben mußten, die Leute zusammen gebracht, mit denen er die Franzosen in voller Arbeit überfallen und verjagt hatte. Wenn es doch einmal sein sollte, wäre er nur früher gekommen! Das ließ sich nun aber nicht mehr ändern. Die Amme schritt also herzhaft aus ihrem Hinterhalt hervor und suchte den nächsten Baumgang, welcher gerade auf das Schloß führte. Als sie näher kam, hörte sie im Innern viel Lärm, auch einzelne Stimmen rufen: Gott sei Dank! es war gut Deutsch. „Mehr Wasser!" hörte sie deutlich. Sie löschten also wirklich, die guten Menschen — und unten im Dorfe brannte Alles nieder!

Die Seitenthür, durch welche sie vorhin ihre Sachen herausgetragen hatte, stand weit offen, sie eilte durch den Corridor, welchen noch dicker Rauch und strenger Brandgeruch füllte — „Wasser! Wasser,

ihr Leute!" hörte sie Wendelin's starke Stimme aus der nächsten Thür rufen und sah ihn stehen, die Aermel aufgestreift, mit wirrem Haar und geschwärztem Gesicht. „Wendelin!" rief sie.

„Ist Sie's?" entgegnete er froh. „Wo ist die Herrschaft?"

„Draußen geborgen und das Gretel auch!"

„Gott sei gelobt!" rief Wendelin aus tiefster Brust. „Geh' Sie fort, Amme — hier ist noch nichts für Weibsleute! Sag' Sie der gnädigen Herrschaft, das Schloß wär' gerettet, aber grausam viel zerschlagen und ruinirt! Mach' Sie fort! Sie kann hier nichts helfen!"

„Ich will aber doch selbst wissen, wie's drinnen aussieht —" sagte die Amme sich vordrängend.

„Das ist nichts für Sie!" erwiederte Wendelin hastig und hatte offenbar seinen guten Grund, sie abzuhalten. „Wenn Alles aufgeräumt und weggeschafft ist — dann werd' ich die gnädige Herrschaft rufen, sage Sie ihr das und grüße Sie auch mein Gretele, ich gab's schon verloren — Gott verzeih' mir die Sünde, daß ich's that — wär' besser gewesen, ich hätt's nicht geglaubt! Nun, Amme, fort!"

„Ich muß aber hinein, und will doch sehen, ob

Er mir's verwehren soll!" rief die Amme, und schoß an ihm vorüber, ohne daß er sie aufhalten konnte.

Im Zimmer erwartete sie ein Anblick, auf den sie freilich nicht vorbereitet war. Dicht vor der Schwelle lagen in ihrem Blute zwei erschlagene Franzosen — sie wäre fast über ihre Leichen gefallen und stieß zurückschaudernd einen Schrei des Abscheu's aus. — „Sagt' ich's Ihr nicht?" rief Wendelin, der ihr gefolgt war, und ihren Arm nahm. „Das ist nichts für Weiberaugen! Komme Sie, sei Sie vernünftig — das Schloß wird erhalten, wir gießen nur noch die Brände aus. Sage Sie das der Herrschaft — aber von denen da braucht Sie nichts zu sagen, wir schaffen Alles fort, wir waschen den Fußboden rein, so braucht sich die gnädige Frau nicht erst Gedanken darüber zu machen."

„Das ist nicht gut, Wendelin," sagte die Amme, die sich nun ruhig von ihm hinausführen ließ. „Das ist nimmermehr gut! Ihr hättet kein Blut vergießen sollen!"

„Es ist nun einmal geschehen und geht im Kriege nicht anders," versetzte er finster blickend. „Kinderspiel,

gegen das, was draußen im Ungarlande vorgeht! Ich konnt's nicht ändern."

Auf dem Corridor verließ er die Amme, schärfte ihr noch einmal ein, daß sie die gnädige Herrschaft nicht mit den erschlagenen Franzosen ängstigen solle, und gab ihr die Versicherung auf den Weg, daß kein Feind mehr weit und breit in der Nähe sei, und er auch Posten ausgestellt habe, wenn ja sich noch ein versprengter Trupp zeigen würde, ihn gleich zu melden. „Schweige Sie nur von dem Blutvergießen!" rief er ihr nach. — Es lag aber gar nicht in der herben Natur der Frau Rolwing, eine so zarte Schonung walten zu lassen, sie war der höchsten Opfer für ihre Herrschaft fähig und konnte ihr Leben zu deren Bestem auf das Spiel setzen, aber Rücksicht auf das Gefühl zu nehmen, hatte sie nie begriffen. Daher war auch fast ihr erstes Wort, als sie von ihrem Gange in das Waldrund zurückkehrte, daß sie die Blutthat, welche oben auf dem Schlosse geschehen war, verkündete.

Frau von Mosbach hatte schon mit wahrer Seelenangst den Gedanken bekämpft, daß eine grausame Vergeltung an den Verwüstern geübt werden könne — die Bestätigung ihrer Furcht erfüllte sie mit Grauen

und tiefer Betrübniß. Sie wollte selbst hinauf eilen und vielleicht noch weitere Unthaten hindern, aber der Oheim hielt sie zurück und stellte ihr vor, daß für sie dort nichts mehr zu thun sei; er nahm ihr das Versprechen ab, mit Louise hier in Geduld zu harren, bis er selbst, der augenblicklich an Ort und Stelle sich begeben werde, ihr Botschaft schicke — Johanna wurde nur durch die innigen Bitten ihres Kindes, das für sie noch immer Gefahr sah, dazu bewogen, dieses Versprechen zu geben, und blieb dann mit Louisen und der Amme allein. Wendelin's Braut hatte sich sogleich nach der Rückkehr der letzteren und ihrem Schreckensbericht eilig aufgemacht und war dem Herrn von Theinau vorausgeeilt.

Es währte sehr lange, ehe dieser wieder bei den Frauen erschien. „Ihr könnt nun kommen, liebe Nichte," sagte er mit einer Niedergeschlagenheit, die er vergebens zu verbergen suchte.

„Onkel, erzählt!" rief Johanna, indem sie den Arm nahm, den er ihr anbot. „Was habt Ihr gefunden?"

„Macht Euch auf eine traurige Zerstörung gefaßt —" erwiederte er.

„Davon rede ich nicht, ich erwarte es nicht

anders!“ rief sie. „Was ist sonst geschehen? Wie ist das Blutvergießen veranlaßt worden?“

„Wahrscheinlich — im Kampfe! Gewiß nicht anders! — Ihr könnt Euch wohl denken, daß Soldaten sich nicht gutwillig vertreiben lassen — daß sie sich mit den Waffen widersetzen —“

„Habt Ihr den Wendelin darüber gesprochen?“ fragte Johanna.

„Das habe ich, ja,“ erwiederte der Oheim. „O, schlagt Euch doch diese traurigen Bilder aus dem Sinn.“

„Wenn der Wendelin sagt, daß sie mit den Waffen Widerstand geleistet haben und im ehrlichen Kampfe gefallen sind, so ist es wahr! Der Wendelin lügt nicht — er soll es mir selbst erzählen.“

„Ich glaube — Ihr werdet ihn nicht mehr treffen — er ist, so viel ich weiß, wieder hinausgeritten, denn in der Nachbarschaft sind ähnliche Verwüstungen vorgefallen — wir müssen uns auf sehr traurige Nachrichten aus der Gegend gefaßt machen, die vielleicht uns selbst nahe angehen, liebe Nichte —“

„Zwei Menschenleben sind verloren —“ sagte sie wieder, ohne auf seine Aeußerungen einzugehen. „Sagte die Amme nicht, zwei?“

„Ganz recht — zwei, sagte sie. Ihr sollt aber nicht immer wieder auf diesen beklagenswerthen Vorfall kommen. Alles ist beseitigt — jede Spur vertilgt. Wir müssen vergessen, was geschehen ist."

„Vergessen?" rief Johanna und erbebte an des Oheims Arme, daß es diesem selbst bis in's Herz ging. „Onkel! Wie wäre das Alles zu vermeiden gewesen! Was gelten alle Betheuerungen, alle Zeichen der Liebe, wenn die That ausbleibt? Meine Liebe, wenn ich ein theures Leben nur vom Schatten eines Leides berührt wüßte, gäbe freudig ihr Herzblut hin —" hier unterbrach sie den gewaltsam überquellenden Strom aus dem innern Heiligthume, das sie sonst so streng verhüllt trug, und als der Oheim sprechen wollte, bat sie ihn mit innigem Tone, nichts mehr zu sagen, da es ihr doch kein Heil bringen könne.

Gefaßter dann, als es ihr Begleiter für möglich gehalten, betrat sie die Schwelle ihres verwüsteten Hauses. Der Feind hatte arg darin gewüthet, am meisten im großen Saale, wo die Schränke mit Beilen aufgeschlagen und beraubt, die Sessel zertrümmert, die Bilder der Ahnen zerhauen, die Waffenstücke und Schilde umgestürzt waren. Herr von

Theinau hatte nothdürftig die Ordnung herstellen lassen, aber Johanna's Blick erkannte beim Eintreten sogleich den ganzen Umfang und die Barbarei der Verheerung. Ein bitteres Wort über die ritterlichste Nation der Erde wollte ihr Gefühl bekunden, aber sie unterdrückte es um des Oheims willen, den es in der Erinnerung an seine einstige übertriebene Vorliebe verletzen mußte. Langsam durchschritt sie die Reihe der Zimmer, der Feind war in allen gewesen — an der Thür des äußersten bat sie der Oheim, von diesem traurigen Gange abzustehen. Sie durchschaute seine wohlgemeinte Absicht, aber sie mußte sich von Allem überzeugen, auch hatte schon Louise, welche ihr vorausging, die Thür geöffnet, und die Amme, die ihr folgte, deutete stumm auf die dunkeln Flecken des Fußbodens. Die Spur vergossenen Blutes läßt sich nicht so leicht vertilgen. —

„Wo ist Wendelin?" fragte Frau von Mosbach, indem sie sich schaudernd abwandte.

Die Amme zeigte durch die zersprungenen Fenster nach dem Hofe, wo noch viele Menschen beschäftigt waren, das Feuer, das sein Werk gethan hatte, aber noch unbewältigt in den Trümmern loderte, zu dämpfen. Wendelin stand unter den Männern

und leitete ihre Anstrengungen. Seine Braut war bei ihm.

„Rufe ihn, Amme!“ befahl Frau von Mosbach. Die Alte ging hinaus, um Wendelin nach dem Saale zu schicken, wohin ihre Herrschaft zurückkehrte.

„Sie hat nichts erzählt?“ fragte Wendelin, indem er ihrem Rufe folgte.

„Ich werde meine Herrschaft nicht belügen,“ erwiederte die Amme.

Wendelin runzelte die Stirn. — „Bleib' da, Gretele!“ sagte er zu seiner Braut, die mit ihm gehen wollte. „Ich werd's der gnädigen Frau schon sagen. Du armes Ding bist auch wie ein Vogel, dem sie das Nest heruntergestoßen haben — hast kein Obdach und nichts mehr, als was Du auf dem Leibe trägst, am Haar haben sie Dich geschleift, geschossen nach Dir, und da soll man noch schonen!“

Als er in den Saal trat, erschrack er vor dem blassen Ansehen seiner Herrin, so hatte er sie noch nie erblickt, sie schien plötzlich viel älter geworden und ihre schönen Augen ganz verdunkelt. Doch sprach sie ihn mit der gewohnten gütigen Stimme an: „Komm her, Wendelin. Sage mir Alles, was

vorgefallen ist. Ich weiß, daß Du mir immer die Wahrheit sagst."

Da achtete Wendelin nicht auf den ängstlichen Wink, den ihm der Herr von Theinau verstohlen gab, sondern berichtete getreulich Alles, was vorgefallen war, vom ersten Einmarsche der Franzosen, wo er schnell den Goldbraunen im Herrenstalle gesattelt und herausgezogen hatte, um für den Nothfall Hülfe in Theinau aufzubieten, bis zu dem letzten blutigen Ende. Als er in das Freie gekommen, hatte er gleich das Feuer in Theinau bemerkt, das eine andere Rotte der Mordbrenner angesteckt, so war er denn zu den Bergdörfern geritten, wohin kein Feind gedrungen, dort hatte er schon längst Anhang, der sich, ehe er kam, schon aufgemacht hatte, als die Feuerzeichen unten im Lande aufgingen. In Wilsheim aber läuteten sie Sturm — und er hatte seinem Gretchen insgeheim aufgetragen, wenn der Feind etwa einbrechen und die Bauern verjagen sollte, das Sturmläuten wieder anzufangen, damit er es wisse und zu Hülfe kommen könne. Das war denn geschehen, als sich die Reiter nach ihrem leichten Siege alle zerstreut hatten. „Da machten wir denn ein rasches Ende!" schloß Wendelin kurz abbrechend.

„Menschen sind dabei umgekommen, verschweige mir nichts!“ sagte Frau von Mosbach.

„Der alte Riedbauer vom Klosterholz — und der Schloßmüller, auch liegt der Häsle-Martin schwer gestochen, und wird's wohl nicht überwinden, gnädige Frau. Gott sei gedankt, daß sie mein Gretele nicht getroffen haben — sie wollten ihr auch an's Leben — und im Dorfe ist die kranke Küsterin vor Schreck gestorben —“

Frau von Mosbach legte die Hand über die Augen und fragte kaum hörbar — „Und von den Fremden?“

„Hier oben — Zwei in der braunen Stube, und dann vor der Gartenthüre Einer, der hatte die Büchse noch im Arme — und im Dorfe — das weiß ich nicht.“

„Im ehrlichen Kampfe, Wendelin? Nicht wehrlos, nicht um Gnade bittend?“

Wendelin antwortete nicht.

„Johanna!“ bat der Oheim.

„Wendelin!“ fragte Frau von Mosbach. „Du hast Deine Hand nicht mit wehrlosem Blute befleckt?“

„Euer Gnaden — man ist auch ein Mensch — und wenn sie Einem ohn' Erbarmen das Liebste nehmen — ich glaubt's nicht anders, als daß mein Gretl — Weiber hatten's ja gesehen und schrieen mir zu, wie sie an den Haaren fortgeschleift wurde —"

Frau von Mosbach wandte sich von ihm ab und winkte ihm, sich zu entfernen. Er war selbst so erschüttert, diese eisenfeste Natur, daß er sich vor ihr auf das Knie werfen wollte, sie um Verzeihung zu bitten, aber der Oheim hielt ihn davon ab, und bedeutete ihm mit strafendem Blick zu gehorchen. Da ging er hinaus. — „Onkel!" sagte Johanna aufblickend, aber mit welchem Ausdruck in ihren schmerzlich entstellten Zügen. „Sorgt dafür, daß — wo irgend noch Hülfe zu bringen ist —" hier brach sie in ein krampfhaftes Weinen aus, das sie stundenlang nicht bezwingen konnte. Eine schlaflose Nacht folgte dem Schreckenstage.

Der Oheim that, was in seinen Kräften stand. Hülfe war aber nur den Einheimischen noch zu bringen, von den Franzosen, welche in die Hand der Bauern gefallen waren, hatte sie Keiner mehr nöthig.

Wie viele von ihnen an der Flucht gehindert und umgekommen, ließ sich nicht ermitteln, da sie einzeln niedergemacht und in das Feuer geworfen worden waren, nur die Drei, welche im Schlosse ihr Ende gefunden hatten — einer von ihnen durch Wendelin's Hand, wie er auch gar nicht läugnete — konnten begraben werden, was in aller Eile geschah. Den Vorwürfen, mit welchen Herr von Theinau den alten Soldaten verfolgte, setzte dieser Anfangs ein finsteres Schweigen entgegen, zuletzt aber verlor er die Geduld und sagte: „Euer Gnaden wissen nicht Bescheid im Kriege."

Das nahm der alte Herr sehr übel, sprach von Mord, der auch im Kriege nicht ehrlich sei und im Frieden gestraft werde.

„Thut das!" erwiederte Wendelin trotzig, indem er seine breite Brust schwellend empor warf. „Ich hab's verdient um Euch!" Damit kehrte er sich, allen Respect verletzend, ab und verließ ihn. Von dieser unerhörten Frechheit noch ganz empört, kam der Oheim zu seiner Richte, welche ihrerseits, nachdem sie wieder Seelenkraft gewonnen hatte, thätig war, im Schlosse den Leuten, nicht blos des Hofgesindes, sondern auch aus dem Dorfe, ein Unterkommen be-

reiten zu lassen. Wendelin's Braut stand gegenwärtig ganz verlassen in der Welt, ihre einzige Verwandte, die Küsterin, welche sie selbst aus dem brennenden Hause getragen, war gestorben, unter freiem Himmel! Gretchens besonders nahm sich die Herrin an, sie sollte, bis sich wieder feste Verhältnisse gestalteten, im Schlosse bleiben und dem jungen Fräulein dienen: das verkündete sie ihr eben, und Gretchen küßte ihr weinend die Hand, als der Oheim dazu kam. Er konnte kaum erwarten, bis das Mädchen sich entfernt hatte, um seinem Unwillen gegen deren Bräutigam freien Lauf zu lassen.

„Wie ein Feldherr benimmt er sich! Als ob wir die Zeit der Bauernkriege wieder hätten! Gebt Acht, was draus werden wird. Meint Ihr, der Vicomte de Turenne, Maréchal de France, werde seinen maltraitirten Soldaten — von Bauern maltraitirt — nicht Satisfaction schaffen?"

„Onkel, ich bitte Euch, laßt uns die Zukunft ruhig in's Auge fassen! Wie hatte Ulrich so Recht, so Recht! Weh' mir, daß ich den Gedanken fassen konnte, die bösen Geister eines Volkskrieges zu entfesseln!"

„Ihr habt das nicht gethan, Johanna, Euer ist die Schuld nicht — nur dieses ungebändigten Menschen, der uns die Gräuel des Türkenkrieges, die ihm in Fleisch und Blut übergegangen sind, in unsere Pfalz verpflanzet!"

„Ich habe die bösen Geister gerufen, meine Pflicht ist es, sie wieder zu bannen," sagte Johanna.

„Was wollt Ihr dagegen thun?" entgegnete der Oheim. „Wenn französische Truppen, woran nicht zu zweifeln ist, alsbald in stärkerer Zahl, mit Artillerie, ankommen, um den Affront, so ihnen zugefügt, zu rächen, was wollt Ihr thun? Die Strafbaren werden's nicht abwarten, zu verlieren haben sie nichts mehr, sie flüchten in das Gebirge; von dort, ich sehe es kommen, führt der Wendelin, als ein zweiter Jean de Werth, einen Krieg auf eigene Hand, nicht um uns etwa zu souteniren, sondern um seiner eigenen Renommee eine Auréole, einen Nimbus von Strahlen zu verschaffen! Wollt Ihr Euch, verlassen von allen Euren Unterthanen, der Rancune eines beleidigten Feindes exponiren, die dann kein anderes Ziel hätte, als unsere Häupter?"

„Ich muß dem drohenden Sturme zuvor kommen," sagte Johanna. „Laßt mich mit Wendelin

sprechen, der soll dann meinen Willen den Leuten bekannt machen, daß sie, aus Liebe zu mir, sich aller weiteren Gewaltthaten, auch wenn der Feind wieder in der Gegend erscheinen sollte, enthalten. Wollen sie vor der Gefahr, in diesem Falle, sich flüchten, so kann ich ihnen nur beistimmen. — Es giebt aber tausend Möglichkeiten," fuhr sie lebhaft fort, „welche mich hoffen lassen, daß der Feind sich damit begnügen wird, das Land mit Raub und Brand heimgesucht zu haben und keinen zweiten Zug unternimmt, wo nichts mehr zu gewinnen ist, als eine zweifelhafte Rache, der sich das Volk durch die Flucht in unzugängliche Berge entziehen kann. Der Marschall, der seinen reinen Schild mit diesem unauslöschlichen Brandmaal geschändet hat, wird einsehen, daß auch die Nothwehr ihr Recht fordert — und wollte er sie strafen, so sendet uns Gott vielleicht die deutsche Hülfe, von welcher mein Kind geträumt, zur rechten Stunde! Ich harre aus: mag es kommen, wie es will! Vor Euren Erfahrungen würde ich mein Vertrauen auf den edlen Turenne selbst gesetzt, ich würde ihm geschrieben, *seinen* Schutz angerufen haben, vielleicht selbst zu ihm gereist sein — mich ihm als Geißel für meine armen, zum Aeußersten gereizten Leute

gestellt haben — jetzt wäre das eine Thorheit! Laßt mich denn handeln, wie ich es für meine Pflicht halte, und stört mich darin nicht. — Seid Ihr mir böse, Onkel?" setzte sie weich hinzu, als er sich abgewandt hatte. Es war aber nur geschehen, um seine tiefe Rührung zu verbergen.

Fünftes Kapitel.

Der Tag war im Scheiden. Ein milder Abend senkte sich friedlich hernieder, die Sonne warf ihre letzten Strahlen über die liebliche Gegend und verklärte sie mit einem goldnen Schein. Um so trauriger, wo draußen Alles süße Ruhe athmete, war der Anblick des wüsten Trümmerhaufens mit den verkohlten Balken, aus denen noch immer der Rauch hier und dort qualmte, der Bäume mit dem schwarzen, von der Hitze verdorrten Laube, welche die Stätte bezeichneten, wo noch gestern ein wohlhabendes Dorf gestanden hatte. Im Schloßhofe sah es noch schrecklicher aus, hier war das schauerliche Bild durch die Mauern gleichsam in einen Rahmen gefaßt, und der Blick konnte nicht, wie am Dorfe, darüber hinaus in das freie blühende Gefilde, zu den schönen Bergen schweifen und aus der von den Schrecken unberührten

Natur, die heut' war, wie gestern, neues Vertrauen schöpfen; hier war die Brust bedrückt durch die Brandluft, und konnte keinen wohlthuenden Athemzug gewinnen.

„Komm, mein armes Kind!“ sagte Frau von Mosbach, als sie Louisens sehnsüchtiges Auge bemerkte, das über die Mauern hinweg den blauen Himmel suchte. „Wir wollen in's Freie gehen.“

Sie verließen den Hof, Beide ganz allein. Der Oheim war beschäftigt, Gretchen im Dorfe, wo der Küster die Wittwe seines Vorgängers, bei welcher eben das junge Mädchen gewohnt hatte, heut' noch zu bestatten beabsichtigte; zu diesem Begräbniß war auch die Amme mit gegangen.

„Mama,“ begann Louise, als sie das Thor und die Bäume des Vorplatzes hinter sich hatten, und die sonnige Flur sie aufnahm mit dem Hintergrunde der Waldhügel, wo das Thal nach dem hohen Kreuz hinaufzog, „hast Du an Vetter Ulrich einen Boten geschickt?“

Die Mutter blickte sichtlich betroffen auf ihr Kind. „An ihn?!“ rief sie. — Nimmermehr!“

„Warum?“ fragte Louise verwundert. „Wenn

er wüßte, was hier geschehen ist, wie schnell würde er kommen!"

„Und weiß er's nicht?" entgegnete die Mutter. „Wo die Brandfackel, wie der Feind mir selbst angedeutet, durch die ganze Pfalz leuchtet, bleibt sie nur ihm verborgen?"

„Was sollte er thun, Mama?" sagte Louise, und sah die Mutter so verständig mit ihren klaren Augen an, daß diese den Blick senkte. — „Konnte er die Franzosen abhalten, glaubst Du?"

In der unschuldigen Frage, die nur Belehrung suchte, sah die Mutter für sich einen Vorwurf der Ungerechtigkeit. „Ich weiß nicht, was er hätte thun können," erwiederte sie, „aber nun er uns so ganz dem Schicksale überläßt, mag ich nicht um seinen Beistand bitten. Was sollte er uns auch helfen?"

„O, er ist ein Mann!" rief Louise. „Wenn er bei uns gewesen wäre, hätte ich mich keinen Augenblick gefürchtet."

Frau von Mosbach schwieg. Ein Beobachter hätte den Wechsel ihrer Farbe, das unruhige Wogen ihrer Brust unter dem weißen Flor gesehen, aber das Kind an ihrer Seite, wie verändert sich auch dessen ganzes Wesen in der letzten Zeit hatte, bemerkte nicht,

was im Herzen ihrer Mutter vorging, ihr Blick war überdem nach den Waldhöhen gerichtet, wo sie seit dem Abende am hohen Kreuz nicht mehr gewesen war.

„Siehst Du dort, Mama?“

„Laß uns umkehren, meine Tochter — es sind Leute von Wald-Innigheim, die uns vielleicht Lebensmittel bringen. Wir haben ja Alles verloren. Komm, Louise, ich mag ihnen hier nicht begegnen, wie eine Bettlerin an der Landstraße. Die gute Amme hat mir wenigstens so viel gerettet, daß ich ihnen nichts schuldig bleiben darf, wenn sie uns und meine armen Leute versorgen.“

„Aber sieh dort, sie winken uns — sie werfen die Mützen in die Höhe!“

Frau von Mosbach blieb stehen und sah aufmerksam dem über das Stoppelfeld herschreitenden Haufen entgegen, aus welchem jetzt ein lautes Jauchzen erscholl. „Sie bringen einen Gefangenen, Mama!“ rief Louise. Das Herz der Mutter preßte sich, aber jetzt durfte sie nicht ausweichen, sie konnte ein neues Unheil verhüten.

„Mama!“ rief Louise — auch die Mutter hatte den Gefangenen schon erkannt, der in seiner hohen

Gestalt die Männer, die ihn ihrer Mitte führten, überragte. Sie beschleunigte ihren Schritt; eine tiefe Glut ging in ihrem Antlitze auf, aber brennender konnte sie nicht sein, als die Röthe der Scham, welche die Wangen des stolzen französischen Edelmannes bedeckte, der längst den Tod dieser Schmach vorgezogen hätte, wäre er im Besitz einer Waffe und nicht — gebunden gewesen. Mit Stricken gebunden, von deutschen Bauern! Johanna bemerkte das erst in unmittelbarer Nähe, und es war ihr, als schnürten diese schimpflichen Bande in ihr eigenes Mark. Ohne sich nur einen Augenblick zu besinnen, ohne das Geschrei der Verwunderung und des Grimmes der Bauern zu achten, trat sie schnell heran; ihr Auge suchte nach einem Messer — sie wollte, bebend vor Unwillen, mit eigener Hand den kunstgerecht geschürzten Knoten lösen, aber sie vermochte es nicht. Da winkte sie gebieterisch dem Nächsten, der neben dem Gefangenen stand, und Niemand wagte mehr Einspruch zu thun: die Stricke wurden gelöst; jetzt erst erhob sich von Neuem ein wildes Geschrei der Bauern, welche sich um ihre Rache betrogen sahen.

Ohne den Chevalier, welcher sich in diesem vernichtenden Augenblicke seiner ganzen Fassung beraubt

war, nur anzusehen — aus Schonung für ihn! — sagte Frau von Mosbach zu den Bauern, welche vor dem Wink ihrer Hand verstummten: „Ihr habt mir Euren Gefangenen gebracht, ich danke Euch. Laßt Einen oder Zwei von Euch mit mir gehen, ich will Euch für Euren guten Willen lohnen, so viel ich kann."

„Richtet ihn, richtet ihn!" schrieen die Bauern. „Wir machen's ab auf der Stelle."

Aber sie stillte den Tumult durch eine strenge und stolze Zurückweisung, und sagte nun das erste Wort zu dem Gefangenen, welcher todtenbleich, das glühende Auge sehnsüchtig nach der Axt in der Hand des nächsten Bauern gerichtet, neben ihr stand: „Sie sind frei, Chevalier! Aber begleiten Sie mich um Ihrer eigenen Sicherheit willen — bis die Wege frei sind." Sie sprach natürlich französisch.

„Lassen Sie mich — geben Sie ihnen den Willen —" stammelte Clermont mit zuckenden Lippen.

Aber widerstreben konnte er ihr nicht, als ihre Stimme noch einmal bittend und lieblich zu ihm klang, und er schwankte an ihrer Seite, sich tausendmal den Tod wünschend, zum Schlosse zurück, während

Louise sich, wie begeistert, der Hand ihrer Mutter bemächtigt hatte und sie wiederholt küßte. Hinter ihnen, in einiger Entfernung folgte der ganze Schwarm der Bauern, zu welchem sich nun auch viele herzulaufende Bewohner von Wilsheim, das in Schutt und Trümmern lag, gesellten: sie stießen beim Anblick des französischen Officiers ein neues wüthendes Geschrei aus und Johanna zitterte, ob es ihr auch möglich sein werde, ihn vor der Volksrache zu schützen. Sie mußte es aber um jeden Preis thun!

In diesem Augenblicke höchster Bedrängniß, wo ihre Seelenkraft sich zum Aeußersten stählte, blieb sie stehen, legte ihre kleine, weiße Hand auf die Schulter des Chevaliers, und rief mit klarer und lauter Stimme, vor deren erstem Ton bei ihrem auffallenden Thun, das Alle sehen konnten, Stille eintrat: „Ich will, daß Keiner sich unterfange, noch einen Schritt näher zu treten!"

Einen Moment wohl stutzten sie, aber alle Ehrfurcht, alle Liebe hätte sie wohl in der entfesselten Leidenschaft nicht abgehalten, selbst dem Willen der verehrten Herrin zu trotzen, wenn nicht eine Hülfe genaht wäre, eine Hülfe, wie vom Himmel! Aufspringend von der Seite der Mutter, an welche sich

Louise geschmiegt, verkündete ihr Ruf den Retter zuerst, sie hatte ihn zuerst gesehen: „Ulrich!“

Er war es, er sprengte auf todmattem Pferde, das unter ihm, ehe er absprang, fast zusammenstürzte, mitten unter den Haufen — sein Auge traf Johanna, wie sie bleich, aber muthig aufgerichtet neben dem blassen, bildschönen Fremden stand, dessen Stirn im bittersten Schmachgefühl gerunzelt, dessen Züge vom Hasse, selbst gegen seine Schützerin verkrampft waren — und Ulrich's Auge verdunkelte sich.

„Entfernt Euch!“ herrschte er der Menge mit jenem gebieterischen Ernste zu, welcher von einem wahrhaften Manne seines Eindrucks nie verfehlt. — „Nur Zwei, die Aeltesten von Euch, mögen bleiben, daß ich mit ihnen reden kann.“ — Sie murrten und schrieen Vieles durch einander, davon er nur einzelne Worte verstand.

„Ich sehe Alles und brauche keine Erklärung von Euch,“ rief er streng. „Tretet zurück. Auf diesem Grund und Boden hat außer unserm Herrn, dem Kurfürsten, nur Frau von Mosbach zu gebieten. Erwartet ihre Befehle.“

Ohne die Umgebung weiter zu beachten, nur Louisens Haupt mit einer stummen Liebkosung

berührend, reichte er Johanna den Arm und begrüßte sie erst jetzt mit bebender Stimme, indem er sie fortführte. Den Gefangenen hatte er vorher durch ein ernstes Zeichen bedeutet, ihnen zu folgen.

„Welches Wiedersehen!“ sprach er tief bewegt. „Wer hätte diese entsetzlichen Thaten ahnen können! Gott sei Dank, daß ich Euch wenigstens finde! Und Dich, mein armes Kind! Den Oheim habe ich schon gesehen.“

Sie war zu erschüttert, um viel zu antworten; ein Gefühl sanfter Beruhigung milderte die schmerzhafte Spannung ihrer Seele, Thränen perlten aus ihren Augen und thaten ihr wohl. Der Vorwurf, welchen sie kurz vorher noch Ulrich gemacht, daß er sie ihrem Schicksale überlassen habe, daß die Brandfackel, welche durch die ganze Pfalz geleuchtet, nur ihm verborgen geblieben sei, dieser Vorwurf war verstummt; sie fragte nicht, warum er so spät gekommen sei, sie war nur zufrieden, daß er doch gekommen und daß sie nun Alles in seine Hand legen könne. Was ihr einst der Oheim gesagt, ging ihr zwar in diesem Momente nicht in der Erinnerung auf, aber was der Schutz eines Mannes für die Frau sein kann, das that sich ihr, wenn auch nicht zu klarem Bewußtsein

kommend, doch in dem Gefühle trostreicher Befriedigung kund, mit welchem sie an seinem Arme den kurzen Weg zum Schlosse zurücklegte.

„Was habt Ihr beschlossen —?“ fragte Ulrich jetzt leise.

„Ich sage Euch Alles,“ erwiederte sie eben so. „Für den Augenblick schafft ihm nur Sicherheit —“

„Da kommt die Amme, laßt ihm ein Zimmer geben — ich werde die Leute unterdessen beruhigen.“ Mit diesen Worten trennte sich Ulrich von Johanna, welche der ihr entgegen eilenden Amme eine hastige Anweisung gab und dann mit ihrem Kinde im Schloßportale verschwand, um den Oheim aufzusuchen, der sich, von seinen alten Schmerzen nach der Qual und Angst des Tages befallen, zurückgezogen hatte. Sie fand ihn beschäftigt, sich durch die Mittel, welche er der fremden Frau jenseit des Rheins verdankte, Linderung zu schaffen — konnte er sich doch nun schonen, da er Ulrich bereits gesprochen hatte und Alles ihm gut befohlen wußte. Als ihm aber Johanna die Gefangennehmung des Chevaliers meldete, erschrack er sehr.

„Sorgt nicht — ich habe ihm seine Freiheit versprochen,“ sagte sie.

Bald darauf erschien Ulrich; er hatte mit Clermont ein ernstes Gespräch gehabt und war noch ganz aufgeregt davon, so daß er seine gewohnte ruhige Fassung nicht behaupten konnte, als er, nachdem er jetzt erst seinen Verwandten auf das Innigste sich ausgesprochen, wieder die Thatsachen berühren mußte. Ein König, der sich den Allerchristlichsten nennen ließ, ein Feldherr, welcher das Ideal der Ritterlichkeit und Ehre sein wollte, und solche Schandthaten gegen wehrlose Einwohner, die sie nicht durch die kleinste Verschuldung gegen die Franzosen auf sich gezogen hatten! Wäre ein Deutscher Fürst fähig gewesen, diesen unmenschlichen Befehl zu geben? Hätte sich ein Deutscher Feldherr auf solche Weise zum Schergen und Mordbrenner machen lassen?

„O, möchte es wenigstens unsere Fürsten, unser Volk darüber aufklären, wessen wir uns von der Hand des Fremden zu versehen haben!“ rief Ulrich mit blitzenden Augen. „Möchte es uns zur Einigkeit bringen, damit wir der Welt zeigen, daß Deutschland stark genug ist, jede Schmach, und wäre ganz Europa wider uns, von sich abzuwehren! Wir können es, wenn wir nur wollen. Geben wir nur unsern kleinlichen Hader, unsere elende Eifersucht unter einander

auf — fühlen wir, daß, was Einem geschieht, zu Schimpf oder zu Ehren, immerdar gemeinsame Sache ist, und schaaren uns freudig Alle um das Panier, wenn es gilt! Ich weiß einen Fürsten und ich komme von ihm, zu dem ich von unserm Herrn gesendet war — darum bin ich so lange fern geblieben, Johanna! Dieser Fürst ist Friedrich Wilhelm von Brandenburg: er allein, wenn der Feldherrnstab des Reichs mit unbeschränkter Vollmacht in seine Hand gelegt würde, könnte uns helfen, und er ist im Anzuge, wir können ihn bald erwarten! Schmerzlich, daß all' jene tausend Hemmungen, welche seinem Feuergeiste bereitet wurden, ihn nicht früher kommen ließen, damit er dieses Elend verhindert hätte! Aber wir werden vielleicht eine Frist gewinnen — und dazu soll uns Euer Gefangener verhelfen, Johanna. Erschreckt nicht, ich will ihm kein Haar krümmen lassen, aber er ist Adjutant bei Turenne und königlicher Commissar für die Ausführung jener allerchristlichsten Befehle. Nun wohl, er soll uns als Geißel dienen, und ich werde mich beeilen, davon Gebrauch zu machen."

„Unmöglich!" rief Johanna. „Ich habe ihm die Freiheit versprochen! — Ueberdem — er ist der Chevalier Clermont, gegen welchen ich schon

früher — Ihr wißt — eine schwere Verpflichtung habe —"

„Ich habe mich darüber mit ihm ausgesprochen," versetzte Degenfeld. „Ihr seid von dieser Verpflichtung vollkommen frei, sie ist mehr als aufgewogen durch ihn — wenn er auch Eure Botschaft, an welche ich ihn erinnerte, nicht erhalten hat. Der Brigadier Lafosse, nicht wahr? — ist im Gefecht bei Darmstadt, wie er sagte, geblieben, der andere vermißt. — Ich halte es eher für eine Fügung, als einen Zufall, daß Clermont gerade hier wiederum als Geißel dienen soll, aber, wie sehr uns auch dieses theure Wesen am Herzen liegen muß" — er legte seine Hand auf Louisens dunkles Haar — „doch für einen höheren Zweck, für die Ersparung namenlosen Unglücks vielleicht im ganzen Lande!"

„Mein Wort habe ich gegeben —" erwiederte Johanna — „ich kann mein Wort nicht brechen. Wortbruch bringt nimmermehr Segen, Gott aber, durch Seine Allmacht, kann uns schützen, wenn es Sein Wille ist."

Ulrich schwieg — vor ihrem aufleuchtenden Blicke hatte sich sein Auge zu Boden gesenkt, und eine schwere Last schien sich auf seine bleiche Stirn zu

lagern. — „Laßt es uns ruhig bedenken bis Morgen!“ sprach er dann. „Morgen muß ich nach der Friedrichsburg eilen, der Kurfürst erwartet mich; nur die Nachricht von den Schrecken im Lande, welche auch diese Gegend bedrohten, hat mich veranlaßt, einen Gewaltritt und Umweg hieher zu machen. Meine Botschaft habe ich nach Mannheim vorausgeschickt, vielleicht sendet mir der Kurfürst eine neue entgegen. Laßt uns heut' Eure eigene Zukunft besprechen, Johanna, und was Ihr nach diesen Erlebnissen zu thun gedenkt.“ — Sie konnte ihm auch nur sagen, was sie dem Oheim schon erklärt hatte.

Clermont lag unterdessen auf dem ihm angewiesenen Zimmer, körperlich, wie geistig, erschöpft, in dem Lehnsessel, und starrte finster in die Kerzen, welche vor ihm brannten; die Speise, die ihm aufgetragen worden, so gut es die Umstände gestatteten, hatte er nicht berührt. Was mit ihm in den letzten zwei Tagen vorgegangen war, rollte quälend, immer von Neuem, an seinem Geiste vorüber. Er war nach mehrfachen Versuchen, einen freien Weg durch die im Aufruhr begriffene Gegend zu finden, in die Berge von Wald-Innigheim gerathen, wo sein Pferd, gänzlich entkräftet, mit ihm auf einem steilen Pfade gestürzt

war, so daß er längere Zeit betäubt gelegen hatte. Als er wieder zum Bewußtsein gekommen war, hatte er sich hülflos unter dem todten Rosse gefunden, der Kraft des rechten Armes beraubt, unfähig, sich von der Last, die ihn zu Boden drückte, zu befreien. Da hatte er die langen, qualvollen Stunden der Nacht durchwacht, und wie endlich der Morgen getagt, die hohen Baumwipfel über ihm im ersten Morgenrothe sich entzündet und das Licht allmählig niedergestiegen, die Vögel ihre Lieder angestimmt, und Alles in der Natur Freude und Freiheit geathmet, da hatte er sich den Tod wohl tausendmal gewünscht. Dann waren Menschenstimmen im Walde laut geworden, er hätte sie wohl errufen können, aber der Kriegerstolz war zu mächtig in ihm gewesen, und so hatte er noch, vom Druck des Pferdes belästigt, vom wüthendsten Hunger und Durst gequält, wie lange, wußte er selbst nicht, gelegen, bis er von einer Frau, welche mit einem Korbe über den Abhang kam, gefunden worden war. Diese hatte bei seinem Anblick in den Wald hineingerufen und Männer waren herbeigeeilt, die ihn erst für todt gehalten und nicht eben Segenswünsche über ihn ausgesprochen hatten. Als sie aber noch Leben in ihm bemerkt, hatten sie ihn unter dem

Pferde hervor gezogen und mitleidig nach ihrer Hütte geführt, denn es waren Holzschläger gewesen. Die Frau hatte ihm hier zu essen und zu trinken gegeben, und ihm gerathen, wenn er weiter gehe, den weißen Rock auszuziehen, sie wolle ihm einen Zwillichkittel und ein Paar Bundschuhe verschaffen. Es mußte weit mit dem Chevalier de Clermont-Tonnerre von der Maison du Roi gekommen sein, daß er diesen Vorschlag ruhig anhörte! Aber er war nicht zur Ausführung gediehen. Ein Trupp bewaffneter Bauern hatte sich, nach Franzosen streifend, in die Berge verstiegen und, als sie den Gefangenen bei den Holzschlägern getroffen, mit diesen um ihn gestritten, bis man überein gekommen war, ihn zur Frau nach Wilsheim zu bringen, wo er gerichtet werden solle. Aller Waffen beraubt, hatte er dennoch verzweifelten Widerstand geleistet, weil sein einziger Wunsch war, um der Schande zu entgehen, daß sie ihn tödten möchten, aber sie hatten ihm viel Schlimmeres angethan: sie hatten ihn gebunden.

Wie sollte er je vergessen, was ihm geschehen war! Selbst, wenn er in Freiheit gesetzt, den Rückweg zum Heere gefunden, in kommenden Schlachten die reichsten Lorbeeren, die höchsten Ehrenstellen

errungen hätte, wenn sein König das Füllhorn seiner Gnade über ihn ausschüttete, und er dann in Frieden auf seinen weiten Besitzungen in Macht und Herrlichkeit lebte, wie konnte er das Bewußtsein der nie angetasteten, unnahbaren persönlichen Ehre wieder gewinnen? Wem aber verdankte er diese brennende Schmach? Wer hatte ihn zum Vollstrecker von Befehlen gemacht, die ihm freilich, wenn er in der Feinde Gewalt fiel, diese Behandlung, eines ehrlosen Handwerks würdig, zuziehen mußten? Hier regten sich in ihm rebellische Gedanken, wie sie vielleicht noch nie in dem loyalen und erlauchten Hause von Clermont gedacht worden waren.

Den Lauf dieser nagenden Gedanken unterbrach, als schon die Nacht tief eingebrochen war, ein fremder Besuch. Es war die Amme, welche ihm schweigend ein Billet überreichte. Zweifelnd entfaltete er es und las. Sein Auge belebte sich, neue Kraft schien seine Glieder zu durchströmen. „Mein Bayard!" tönte es unbewußt von seiner Lippe. Dann blickte er auf und sagte zu der Frau, deren runzelvolles Gesicht keine Spur von Freundlichkeit zeigte: „Sagt Eurer Herrin, daß ich ihr danke, daß ich jeden Augenblick bereit bin und mein Pferd mit Freuden zurück-

nehme. Nur eine Waffe, einen Degen soll sie mir geben —"

Ob es ihm bei seinem mangelhaften Deutsch gelungen, sich verständlich zu machen, blieb ungewiß, denn sie entfernte sich, ohne ihn darüber zu beruhigen und er blieb in der höchsten Aufregung zurück. Nach einiger Zeit kam sie aber zurück; das Erste, was er in ihrer Hand wahrnahm, war ein funkelnder Degengriff und sein Herz erbebte vor Freude. Sie stellte die Waffe in die Nische der Thür, legte ein offenes Blatt auf den Tisch und sagte mürrisch: „Das Pferd ist gesattelt."

Er ergriff das zweite Billet: „Einen deutschen Degen konnte ich dem Kämpfer gegen mein Vaterland nicht geben — lebt wohl und schont deutsches Blut!" Mit einer unbeschreiblichen Empfindung nahm er die Waffe und bemerkte jetzt erst, daß es ein französischer Reiterdegen war, der Degen eines Gemeinen. Er gürtete ihn an, dann folgte er der Frau, welche mit bösen Blicken, das Licht in der Hand, auf ihn wartete. „Tretet leise auf! Sie schlafen!" erinnerte sie ihn, und nahm den Weg absichtlich durch die Räume, in denen die Spuren der muthwilligen Zerstörung, wie des Brandes am unverkennbarsten

waren. Als sie durch das letzte Zimmer schritt, wo am Fußboden noch die Blutflecke dunkelten, ließ sie das volle Licht auf dieselben fallen und der schwere Athemzug, den der fremde Gast dabei zu hören gab, that ihrem Herzen wohl. Wie frei wurde ihm die Brust, als sie endlich vor die Pforte traten, und er im nächtlichen Dämmerschein wirklich sein edles, schönes Roß, seinen schmerzlich vermißten Bayard, erblickte, den ein großer Mann schulgerecht zum Aufsitzen bereit hielt. Rasch trat er heran und warf sich in den Sattel, während der deutsche Knecht — es entging ihm nicht und freute ihn selbst in diesem Augenblicke! — dem Rosse noch einen Kuß auf die weichen Nüstern gab, als nehme er Abschied von ihm. Sprechen konnte Clermont aber nicht. Mit einem Wonnegefühl, welches nur Derjenige verstehen kann, der eingesehen gelernt, welch' ein Freund in der Noth ein gutes Roß ist, setzte er seinen Bayard zu einem stolzen Ansprengen in Galopp, daß er ihn in die Freiheit trage, aus drückender Luft der Schmach in den hellen Sonnenschein kriegerischer Ehren.

Am andern Morgen verkündete Frau von Mosbach ihrem Vetter, daß sie ihr Wort erfüllt habe und

bat ihn um Verzeihung, daß sie es gethan, ohne seinen Rath noch einmal zu hören.

„Ihr habt nur die Stimme Eures Herzens gehört," erwiederte Ulrich, und wurde sich plötzlich bewußt, daß diesen Worten vielleicht eine schwere Bedeutung inne wohnen könne. Sein Auge richtete sich mit besorgtem Blick, der traurig, unverkennbar traurig war, auf Johanna, doch es erhellte sich, als es nur einer offenen, unbefangenen Frage in dem ihrigen begegnete.

„Vielleicht habt Ihr aber das Richtige und Beste getroffen!" setzte er mit innigem Tone hinzu. „Wenn nicht alles ritterliche Gefühl in unsern Feinden verstummt ist, trägt diese Schonung vielleicht ihre guten Früchte. — Da kommt auch der Oheim. Wir wollen nun berathen, was zu thun ist. Wohl ist es eine herrliche Sache um wahres Gottvertrauen, und wer im frommen Glauben aufblickt zum Herrn, den läßt Er nicht zu Schanden werden, aber des Herrn Hülfe kommt auch mittelbar zu uns durch gute Gedanken und Entschlüsse, die er uns eingiebt — und diese sollen zur That werden, dann erst fehlt ihnen der Segen nicht."

Ulrich sprach selten viel, das einen Blick in sein

Inneres und wie es dort bestellt war, thun ließ. Seine Worte im Tone fester Ueberzeugung trafen besonders den Oheim, und er richtete ein triumphirendes Auge auf Johanna, als wollte er anerkannt wissen, was er immer von dem Werthe eines Mannes im wahren Sinne des Wortes gesagt hatte.

„Auch ich bin nicht der Meinung, daß wir von Gott nur äußere Wunder verlangen sollen," erwiederte sie und erröthete, als sie inne wurde, wie selbstvergessen ihr Blick, während Ulrich sprach, auf ihm geruht hatte. „Die guten Entschlüsse, von denen Ihr sagt, glaube ich aber Gott zu verdanken und ich kann sie, um meiner persönlichen Sicherheit und Bequemlichkeit willen, nicht aufgeben. Oder wollt Ihr mir rathen, daß ich aus Furcht vor der Rache des Feindes jetzt meine armen Leute verlassen soll, wo sie meiner wohl am meisten bedürfen?"

„Aber, wenn die Feinde kommen — dann weicht ihnen aus, sammelt Alles um Euch, was Euch folgen will und rettet Euch in das Oberland. Ich werde, noch ehe ich scheiden muß, Anstalten zu treffen suchen, daß Ihr frühzeitig von dem erneuten Einbruch des Feindes Nachricht erhaltet — Eins aber rathe ich doch, entfernt auf eine Weile den Wendelin. Wie fest und

treu er auch ist, er hat die Lust am Volkskriege gekostet und — Ihr versteht mich, Johanna, ich habe schon einst mit Euch darüber gesprochen. Sendet ihn mit einer Meldung des Geschehenen an den Kurfürsten. Ich werde heut' noch hier bleiben — wenn Ihr mir's gestattet, um Euch wenigstens beim Nächsten und Nöthigsten zu helfen."

Sechstes Kapitel.

Ein wohlthuendes Bild, im Kreise ihrer Kinder eine liebende Mutter zu sehen; um so anziehender, je weniger die Standesverhältnisse sonst fremden Augen diesen Anblick gönnen! Darum ist es für ein Fürstenhaus gar ein schönes Lob, wenn man ihm nachsagt, daß es ein Familienleben führe, wie echte Bürgersleute. Liebe kann in der Ehe durch kein anderes Gefühl ersetzt werden, und es wird ewig eine Gemüthsleere bleiben, wo nicht Lieb' um Liebe ihren Segen zu dem der Kirche gefügt hat. Mag es darum, wenn auch nicht eine Entschuldigung vor dem Richterstuhle des göttlichen Rechts der christlichen Kirche, doch vor dem milderen Urtheil irdischer Theilnahme, welche die Verhältnisse nach den Schwächen des menschlichen Herzens wägt, wenigstens eine Erklärung finden, daß Hochgestellte, deren Herz in

einer kalten Ehe nicht befriedigt, vielleicht gar abgestoßen wird, dem Zuge desselben, auch wenn es sie über die Schranken der Pflicht hinauslocken will, nicht immer widerstehen; sie haben ja selten außer im eigenen Gewissen einen mahnenden Freund, vielmehr müht sich Alles, ihnen die Pfade, die sie wandeln, möglichst zu ebnen. Wohl ihnen, wenn sie noch einen Ausweg finden, das Bedürfniß des liebenden Herzens mit dem Gebote der Sittlichkeit zu versöhnen! So hatte es der Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz vermocht, indem er seine Ehe mit der bösen Tochter jener mehr als männlich festen Landgräfin, Amalie von Hessen, die sich im großen deutschen Kriege bekannt gemacht, trennte und eine zweite, wenn auch zur linken Hand, mit Maria Susanna Loysa von Degenfeld einging.

Im Schlosse zu Mannheim saß an einem heitern Morgen die noch immer schöne Frau, von ihren Kindern umgeben, das jüngste, das kaum zwei Jahre alt war, auf dem Schooße. Ihr sanftes Auge hing mit besonderer Vorliebe auf ihrer zweiten Tochter Louise, damals dreizehn Jahre alt, welche ihr eben mit großer Lebhaftigkeit von ihrer Stiefschwester, der Herzogin von Orleans, erzählte, wie diese gewünscht, sie

mit nach Frankreich nehmen zu können. Zu den Füßen der Mutter saßen auf einem kleinen Tabouret dicht zusammengedrängt zwei Knaben, von sechs und vier Jahren, Karl Eduard und Karl Moritz; sie lauschten der Erzählungen ihrer Schwester, die sich nun über die Herrlichkeiten von Paris verbreitete, von denen sie kürzlich viel gelesen hatte; ein älteres, aber auch noch nicht erwachsenes Fräulein, Charlotte, stand am Fenster und blickte hinaus, ob der Vater nicht bald kommen werde, und noch ein eilfjähriges Schwarzköpfchen mit schelmischen Augen neckte sich am Fußboden mit einem krummbeinigen Dachshunde herum, daß vor dessen Gebell zuweilen kein Wort der Schwester zu verstehen war. Außer diesen sechs anwesenden Kindern hatte die Raugräfin in ihrer glücklichen Ehe dem fürstlichen Gatten noch fünf geboren, von denen der älteste, wie sein Vater Karl Ludwig geheißen, jetzt als sechzehnjähriger Jüngling am hannoverischen Hofe weilte, die anderen aber frühzeitig gestorben waren. Neue Mutterhoffnungen hatten sie gerade in der trüben Zeit, welche gegenwärtig über der Pfalz lag, recht leidend gemacht; man sah das an dem schmerzlichen Zuge, der zuweilen unwillkürlich ihr geistreiches Antlitz heimsuchte, und bei den

kindlichen Erzählungen ihrer Tochter eben wieder hervortrat. Doch waren die Kinder, die sie um sich hatte, zu unbefangen, um es zu bemerken.

„Da kommt der Vater!“ rief Charlotte am Fenster.

Eine fröhliche Bewegung machte sich unter den Kindern bemerkbar; alle eilten zum Fenster, um den Vater einreiten zu sehen, nur die schwarzlockige Elisabeth wurde von dem Dachshunde am Kleide festgehalten, bis sie sich, dessen Saum opfernd, von ihm losriß. Auch die Mutter war mit ihrem jüngsten Knaben, Karl August, auf dem Arme an das Fenster getreten und schaute, alles Leid vergessend, auf ihren Herrn hinab, der von seinem Rosse die geliebte Frau, die ihm das reinste Glück der Erde bereitete, am Fenster erkannte und grüßte, seinen Kindern mit der Hand winkte und dann in das Thor seines prächtigen Schlosses einritt.

Es währte jedoch sehr lange, ehe er bei den Seinigen erschien. Mehrere Boten aus dem Lande mit Meldungen, die auf ihn gewartet hatten, der aus Holland zurückgekehrte Gesandte, und mit ihm der geheime Staatssecretair, welcher ihm Schriften zur Vollziehung vorlegen wollte, nahmen ihn noch über

eine Stunde in Anspruch, und sein sonst so heiteres Angesicht war ganz verwandelt, als er endlich zu seiner Gemahlin eintrat. Noch nie hatte diese den schwermüthigen Ausdruck, den er von seiner Mutter, der schönen und unglücklichen Elisabeth Stuart, ererbt hatte, der ihn aber nur in seltenen Momenten übermannte, so stark hervortreten sehen. Auch der innige Gruß, mit welchem ihn seine Gemahlin empfing, verfehlte heut' ganz seine Wirkung — sonst, wenn er von Regierungssorgen bedrückt, angegriffen von seiner angestrengten Thätigkeit, denn er regierte in Wahrheit selbst, bei ihr erschien, war ein Blick in ihre treuen Augen, ein theilnehmendes Wort von ihrem Munde genügend, um alle Wolken von seiner Stirn zu verscheuchen: heut' schien diese sich eher zu verfinstern, und aus dem schwermüthigen Scheine, der sein edel geformtes, längliches Antlitz umfing, wurde ein strenger Zorn, daß die Kinder, die seinen Mantel, sein Wehrgehänge gefaßt hatten, und einer Liebkosung gewohnt waren, sich scheu und leise zurückzogen.

„Grüß Dich Gott!" sagte er zu der Mutter, welche ihn besorgt ansah. Dann warf er den Hut auf den Tisch, ging, wie es ganz außer seiner Weise

lag, stumm und mit starken Schritten, daß die Sporen laut klirrten, im Zimmer auf und ab, und blieb, als ihn Maria Susanna liebend nach der Ursache seines Unwillens fragte, vor ihr stehen: „Durch mein ganzes Land," rief er, „stehen die Städte und Dörfer in Flammen, werden die Männer, die ihre Habe dem Raube entziehen wollen, gemißhandelt, die Frauen entehrt, jeder Frevel geübt, und ich muß den Nothschrei hören und kann nicht helfen, kann die Mordbrenner nicht zu Boden schlagen!" Sein schwarzes Auge schoß Flammen, er zitterte vor Aufregung, seine Rechte hatte sich um den Griff des Degens geballt: das Kind auf dem Arme der Mutter fürchtete sich vor ihm und fing an zu weinen.

Die Gräfin beruhigte es an ihrer Brust, und fragte mit liebevollem Tone, ihre eigene Erschütterung verbergend, ob er neue Nachrichten erhalten habe.

„Unten stehen sechs Boten, die sich mit Gefahr ihres Lebens bis zu mir durchgeschlagen oder gewunden haben!" fuhr er heftig fort. „Höre sie selbst! Was sie schildern, wird Dein Haar sträuben, das Blut in Deinen Adern stocken lassen! Und ich, ihr Fürst, von dem sie Hülfe nicht blos zu hoffen, sondern

zu fordern haben, ich sitze, wie ein Feigling, hinter den starken Bollwerken Mannheims und tändle mit Weib und Kindern, statt, wie Gottes Blitz, die Fremden, deren Hand auf meinem Volke liegt, zu Boden zu schmettern."

„Theurer Herr, Eure Unterthanen wissen, daß die Uebermacht des Feindes das unmöglich macht —"

„Und das Reich läßt mich im Stich — wir, wir an den Grenzen, die wir auf der Hochwacht stehen, werden uns selbst überlassen, wo doch jeder Pfahlbürger in den armseligsten Nestern, die sich Reichsstädte nennen, weiß, daß wir allein Frankreichs Macht nicht widerstehen können. Mache man uns stark genug dazu, bestelle man Einen zum Grenzhüter, wie meiner Mutter Ahnen in Schottland gethan gegen die räuberischen Hochländer, wohl! Dann ordne man ihm alles Deutsche Land und Volk auf beiden Rheinufern der Grenzmark unter, und gebe ihm Machtvollkommenheit, daß er sie zu ihrer Kriegspflicht zwingen kann! Aber der Kaiser mag's noch so redlich meinen, da ist keine Einigkeit, keine Treue, kein Gehorsam mehr! Fluch dem langen Kriege, der das Scepter in Kaisers Hand zerbrochen, unser Deutsches Reich

zerschlagen hat — einst allen Völkern Achtung gebietend, jetzt ihr Spott und Raub!" —

Hier schwieg Karl Ludwig plötzlich, warf sich in einen Sessel und bedeckte seine Stirn mit der Hand; vielleicht mochte er fühlen, daß der Sohn Friedrich's V. von der Pfalz, der die Krone von Böhmen von den aufrührerischen Ständen gegen ihren rechtmäßigen Herrn angenommen und dadurch den Brand über ganz Deutschland verbreitet hatte, so nicht sprechen dürfe, wie es eben sein Deutsches Gefühl, die eigene Abstammung vergessend, ihm vom Herzen riß. Seine Gemahlin hatte ihn auch noch nie in dieser Weise reden hören: wie heftig sein Naturell, hatte es sich doch nie über Verhältnisse, die ihn selbst so nah angingen, geäußert.

„Mein Gemahl," sagte sie sanft, ihre Hand auf seinen Arm legend, „vergeßt Ihr Euren eigenen Wahlspruch: Deus providebit?"

„Ja, ja! Gott wird vorsehen! Aber nur, wenn die Menschen dessen würdig sind!"

„Ihr seid der Gnade der Vorsehung würdig!" sprach sie. „Ihr habt als Fürst jede Pflicht erfüllt, die das schwere Amt, das Euch Gott übertragen, von Euch fordert. Ihr habt Euch selbst keine Ruhe und

Erholung gegönnt Tag und Nacht, habt überall selbst zum Rechten gesehen, Eure Räthe und Diener zu ihrer Pflicht angehalten, kein Volk ist so wenig belastet, wie das Pfälzer, keine Hofhaltung so sparsam eingerichtet — Ihr habt auch der Zukunft gedacht, Bündnisse angeknüpft mit Mächtigen —"

„Lobe mich nicht, Susanna! Ich verdiene es nicht! Was ich gethan, ist wenig. Die Mächtigen verlassen mich auch in der Noth — mein Vetter Karl von England hat sich gar für Frankreich durch ein schönes Weib bestricken lassen, Gott verzeihe es ihm! und die Käsekrämer in Holland, für welche doch Kaiser und Reich die Waffen ergriffen — an die mag ich gar nicht denken, da kocht mir das Blut. Ihr Gold, auf dem sie sitzen, könnte Armeen aufbringen, vor denen der stolze Ludwig in seinem Louvre erzittern müßte! Der Einzige, der's redlich meint, ist der Brandenburger. Könnte der frei handeln, führte der den Feldherrnstab des Reichs mit unumschränkter Gewalt, wie ein altrömischer Imperator!"

„Er wird kommen, und bald!"

„Das wird er, ich habe sein Wort. Aber eh' er kommt, ist meine herrliche Pfalz, Gottes blühendster Garten auf Deutscher Erde, in eine Wüste verwan-

delt!“ Er sprang wieder auf und ging umher. „Vom Erbfeind sprechen sie und schreiben Türkensteuern aus, werfen ganze Heere nach Ungarn — wir am Rheine haben auch einen Erbfeind, und wer weiß, welcher für Deutschland der schlimmere ist! Mein armes Volk weiß davon zu sagen! Was hat es gethan, um diese Mordbrennerei an friedlichen Bürgern und Bauern zu rechtfertigen? Wie soll das geahndet werden?“

„Deus providebit!“ mahnte die Gräfin noch einmal mit ihrer weichen, lieblichen Stimme.

Da zog sie der Kurfürst an sein Herz und küßte sie, und wie das die Kinder sahen, die sich schüchtern und zagend vor dem Zorne des Vaters, den sie nicht begriffen, in die entferntesten Winkel und Nischen zurückgezogen hatten, kamen sie mit lautem Ausbruch der Freude von allen Seiten herbei und umringten die Eltern mit stürmischen Liebkosungen, deuen der Fürst nicht mehr wehrte.

„Du bist mein guter Engel, Susanna!“ sagte er. „Wo fände ich Ruhe und Trost, als bei Dir?“

Er fand nun das Gleichgewicht der Seele wieder und besprach ruhiger die Verhältnisse, welche ihn zu einer schmerzlichen Unthätigkeit verdammten, da die

Feldherren der verbündeten Truppen sich nicht stark genug hielten, um durch einen Angriff auf die französische Stellung den Gräueln des Feindes in der Pfalz Einhalt zu thun. Die Gräfin suchte ihn von diesem traurigen Gegenstande abzuziehen, da alles Sinnen und Sorgen immer nur zu dem einen Resultate führte, und es gelang ihr wenigstens für eine Weile, ihn durch die Kinder, die er zärtlich liebte, zu zerstreuen. Aber er kam bald wieder auf die bösen Thatsachen zurück, die alle Früchte seines redlichen Strebens, seit er durch den Frieden in den Besitz der väterlichen Erblande gekommen war, zu vernichten drohten. Er hatte die Pfalz, welche seit dem Einmarsche der Spanier vor vierzig Jahren im großen Kriege so viel gelitten hatte, wieder zum blühendsten Lande gemacht, und nun erneuerten sich die alten Scenen, jetzt, wo jeder Vorwand fehlte, wo es dem fremden Heere nicht einmal an Lebensmitteln gebrach, deren Mangel allein das Ausrauben wenigstens erklärt haben würde.

„Auch Deine Verwandten sind gemißhandelt worden, Susanna," sagte er endlich, sich auf das Einzelne besinnend, das ihm unter dem Gesammteindruck bisher verloren gegangen war. „Dein Oheim

Theinau war schon einmal bei mir, während ich in Heidelberg mit Deinem Bruder mich berieth — ich erzählte Dir's! Nun sendet er mir einen Boten mit einem Schreiben, das all' das Elend schildert!"

Die Gräfin hatte ihre Sorge um die Verwandten dem Gemahl verschwiegen, sie wußte, daß sich ihre junge Nichte über sein eheliches Verhältniß in ihrer unvorsichtigen Offenheit gegen Menschen geäußert hatte, welche es dem Kurfürsten hinterbracht — er hatte nie mit ihr darüber gesprochen, aber daß er Frau von Mosbach, die er zuerst bei ihrem Erscheinen zu Heidelberg sehr ausgezeichnet hatte, nicht mehr gewogen war, hatte sie bald durchschaut und dann auch den Grund erfahren, der sie schmerzte. Wo alle Agnaten des kurfürstlichen Hauses ihre Ehe durch bindende Zustimmung anerkannt, wo der Kaiser sie urkundlich bestätigt hatte, ihr streng denkender Bruder versöhnt war, welcher einst erklärte, den letzten Blutstropfen zu opfern, um ihr Todesurtheil zu unterschreiben, falls ihre Ehre nur durch heimliche Heirath gerettet werde, gab allein ihre nächste Verwandte, diese junge und, wie sie oft gehört, leichtsinnige Frau den Gedanken nicht auf, daß sie in einer unrechtmäßigen Verbindung lebe. Nur diesem schrieb sie

die Abneigung zu, welche jedes Entgegenkommen von ihrer Seite, jeden Beweis der Theilnahme bei dem räthselhaften Verlust ihres Gatten kalt aufgenommen, welche sogar die letzte Warnung, die Hülfe, die sie Johanna durch Ulrich, ihren Neffen, geboten, zurückgewiesen hatte. War nicht sogar etwas davon auf Ulrich übergegangen, der sich ihr, so lange sie in Schwetzingen, der ersten stillen Freistatt ihres Glückes, zurückgezogen gelebt, ganz fern gehalten hatte, und auch seitdem nie ohne bestimmten Anlaß in ihre Nähe kam? Sie hatte darum selten von Johanna gegen ihren Herrn gesprochen, heut' aber, da er selbst davon anfing und ihre still gehegten Befürchtungen bestätigte, fragte sie besorgt nach dem nähern Zusammenhange. Der Kurfürst gab ihr Theinau's Schreiben. Es enthielt die Schilderung der Vorfälle, und die bewegliche Bitte um gnädigen Schutz, dafern er möglich sei.

„Sie können zweifeln, daß ich nicht helfen würde!“ sagte Karl Ludwig. „Wie diese Botschaft, habe ich mehr denn zwanzig bekommen! Ich würde aber vor Allen Deiner vorlauten Nichte — Deinetwillen Susanna! — zu Hülfe geeilt sein. Verstehst Du das von Adam Kreuth, was in dem Briefe gesagt ist?“

„Er hat mit seltener Beharrlichkeit um Johanna geworben — hier waltet aber auch für mich noch ein Räthsel, und ich glaube, Ulrich könnte es lösen. Soll ich dem Boten eine Antwort schreiben?“

„Thue das, Susanna! Du nimmst mir Schweres ab, wo Du kannst! — Was meinst Du aber mit Ulrich?“

„Ulrich und Kreuth haben sich früher begegnet — als mein Bruder mit seinem Sohne noch im Dienst der Republik Venedig stand, in Ungarn, und später noch einmal in den Niederlanden. Hier muß etwas Besonderes vorgefallen sein, das in Beziehung zu Johanna steht. Ulrich ist aber so verschlossen, daß ich nur zufällig, wo er sich einmal verrieth, eine Ahnung davon bekommen habe. Erklären wird er sie mir wohl nie.“

„Ich werde ihn offen fragen — ich erwarte ihn morgen zurück.“

„Thut das nicht!“ bat die Gräfin. „Ihr setzt ihn in böse Verlegenheit — den treusten Diener werdet Ihr nicht versuchen wollen, sich durch eine Lüge zu helfen. Geheimnisse giebt es, Ihr wißt, die mit dem Herzen verwachsen sind. Denkt Ihr noch an die

schöne Stelle, die Ihr mir einst schriebt?" Und sie wiederholte aus dem Gedächtniß die lateinischen Worte aus einem Briefe, den ihr vor siebzehn Jahren der Kurfürst in ihrem noch der Welt verhüllten Liebesverständniß geschrieben, als er, bezaubert von dem Geiste und der Anmuth des jungen Hoffräuleins seiner bösen Gemahlin, ihr sein Herz geschenkt und das ihrige gewonnen hatte.

„Du beschämst mich, Susanna," erwiederte er lächelnd. „Deine Antwort, so klassisch sie mit den Worten Lucretia's von Siena lautete, weiß ich nicht mehr auswendig. Recht aber hast Du — in Herzenssachen soll sich kein Dritter mischen. Versteh' ich Dich, so gilt es die schmucke Wittwe, und es wäre ihr vielleicht dienlich, wenn sie von der Tugend Deines verschlossenen Neffen sich etwas aneignete. — Sitzt ab, ihr Buben!" rief er seinen beiden Knaben zu, die sich jeder eines Knie's bemächtigt hatten. „Ich muß fort. Den Boten send' ich Dir, vielleicht hast Du ihn mündlich noch Manches zu fragen." Er schien noch etwas auf dem Herzen zu haben, als er sich von seiner Gemahlin trennte, aber er verschloß es in sich und ging. „Warum sie vorher beunruhigen?" dachte er. „Ich weiß nicht anders

zu handeln. Bin ich als Fürst und Feldherr gebunden, so kann doch keine Macht mich hindern, als ein echter Wittelsbacher, von gutem Deutschen Adel — der Ritter gegen den Ritter! — in die Schranken zu treten! Deus providebit!"

Siebentes Kapitel.

Schlimm war es um Deutschland bestellt, wenn ein Deutscher Reichsfürst, obenein der Reichs-Erzkanzler, Kurfürst von Mainz, dem kaiserlichen Feldherrn den Uebergang über den Rhein bei seiner Hauptstadt verweigern durfte. Nur ein Heertheil von tausend Pferden, ob mit oder ohne Erlaubniß, hatte bei Mainz den Rhein überschritten, und durch einen Marsch auf Kreuznach, Frankenthal und Mannheim den Feind, der noch auf dem rechten Ufer stand, doch so beunruhigt, daß der Marschall Turenne seine halbe Armee über den Neckar zurückführte, und bei Seckenheim Stellung nahm. Wie anders, wenn das ganze verbündete Heer den Rhein passirt hätte! Es wäre geschehen — die Folge bewies das! — unter einem energischeren Befehlshaber, als der Herzog von Bournonville war.

Der Marschall befürchtete auch, daß sich derselbe nicht an den Einspruch des Kurfürsten von Mainz kehren oder, wenn er alle seine Verstärkungen erhalten habe, gerade zwischen Main und Neckar übergehen werde, und setzte daher dem Kriegsminister seinen Operationsplan, um den Feind davon abzuhalten, auseinander, welchem Berichte er zugleich mit schwerem Herzen die Meldung hinzufügte, daß der Befehl zur Ausbeutung der Pfalz, wie er die Sache mit französischer Beschönigung nannte, ausgeführt sei, wenn schon nicht ohne Widerstand der Bevölkerung.

Als er noch damit beschäftigt war, wurde ihm der Oberst Chevalier de Clermont gemeldet. Eben hatte der Marschall den Verlust dieses tapfern Officiers, welcher durch die Versprengten zum Sammelplatze der ganzen Expedition und so in's Hauptquartier gemeldet war, niedergeschrieben, und daß er ihn durch eine strenge Züchtigung an den Aufrührern rächen werde, als er um so angenehmer durch die Erscheinung des Todtgeglaubten überrascht wurde. Er empfing ihn mit herzlichem Wohlwollen, dessen Aeußerung bei seiner gewohnten ernsten Haltung immer

auf Jeden, den er dessen würdigte, eine bezaubernde Wirkung ausübte.

Clermont aber trat kalt vor ihn und meldete sich in der gemessensten dienstlichen Form.

Der Marschall bemerkte wohl dieses Benehmen, es mußte irgend einen besonderen Grund haben, denn Clermont war sonst frank und offen, und ließ sich zuweilen von der freundlichen Behandlung seines unmittelbaren Vorgesetzten über die Schranken seines Verhältnisses hinaus, zu einem Tone, wie ein Edelmann zum Gleichgestellten spricht, verführen. Doch äußerte Turenne sich nicht und fragte nach seinen Erlebnissen.

Clermont meldete sie in der schroffsten Weise. Er habe den ihm zur Ueberwachung zugetheilten Landstrich bis auf das letzte Korn ausgeraubt, die Wohnungen in Asche gelegt, die Einwohner an den Bettelstab gebracht. Nur einen Ort habe er auf seine eigene Verantwortung schonen wollen, nicht vor der Ausraubung aller Vorräthe, nur vor der Plünderung persönlicher Habe und vor dem Brande, weil er dort eine persönliche Beleidigung erfahren habe und es seiner Ehre als französischer Edelmann schuldig gewesen sei, gerade hier Großmuth zu üben.

Darin sei er aber durch den Capitain Grafen Kreuth gestört worden, der ihn zu einem Zweikampfe gefordert. —

„Ich weiß,“ sagte der Marschall ernst. „Sie haben den König eines tapfern Officiers beraubt, denn der Graf wird den Degen nie wieder führen können, wenn er überhaupt die Krankheit, die ihn in Folge seiner Verwundung befallen hat, überlebt.“

„Auch dafür, wie für die eigenmächtige Uebertretung der mir ertheilten Befehle, Alles niederzubrennen, stelle ich mich Eurer Excellenz zur Bestrafung.“

Er sprach das Wort „brennen“ so scharf und bitter aus, daß Turenne einen Moment die Fassung verlor. Clermont bemerkte es aber nicht, denn er hatte die Augen finster auf den Boden geheftet, und da der Marschall nichts erwiederte, fuhr er, wo möglich noch schroffer, fort: „Die dritte Anklage erhebe ich selbst gegen mich. Sie trifft mich als Officier. Ich habe mich von elendem Gesindel überfallen, meine Leute zersprengen, Einzelne erschlagen lassen, ich bin vor den Bauern für meine Person geflohen, von ihnen gefangen, meines Degens beraubt, gebunden

worden, Herr Marschall! und verdanke es einem Weibe, daß ich frei gelassen, mich bei Ihnen als Arrestant melden kann. Hier ist der Degen, den man mir wie ein Almosen auf den Weg gegeben hat, nicht mein Degen, sondern der eines braven Reiters, der durch meine Schuld ermordet worden ist. Cassiren Sie mich, Herr Marschall!"

Turenne war erschüttert von dieser furchtbaren Selbstanklage, aber seine Ruhe und Mäßigung verließ ihn keinen Augenblick. — „Sie sind aufgeregt, Clermont," sagte er. „Ich begreife, daß ein Unglück, wie es sich über Sie gehäuft, Ihnen die Thatsachen in einem grelleren Lichte zeigt, als sie bei ruhiger Betrachtung erscheinen. Sie sind überfallen worden — das ist großen Feldherren begegnet; Sie selbst sind in Gefangenschaft gerathen, denken Sie an Horn, Johann von Werth — an unsern König Franz! Von unritterlichen Gegnern können Sie keine ritterliche Behandlung erwarten, die Ehrlosigkeiten, welche an Ihnen begangen worden sind, fallen auf die Urheber zurück, und können Sie auf keine Weise treffen. Fassen Sie sich, mein junger Freund, und behalten Sie den Degen. Wir sprechen bei ruhiger Stimmung mehr über die Hauptsache, die mir im Wesentlichen

schon bekannt war, ich meine die Gewaltthaten, die von dem Landvolke an unsern Truppen begangen worden sind. Sie verdienen eine ernste Erwägung."

Clermont wollte antworten, aber der Marschall entließ ihn mit der ihm eigenen Hoheit, und wandte sich zu einem Adjutanten, welcher eben eintrat und einen Abgesandten des Kurfürsten von der Pfalz meldete, der ein eigenhändiges Schreiben seines Herrn zu übergeben habe. Unter anderen Umständen wäre Clermont berechtigt gewesen, zu bleiben, da ihn der Marschall seines Vertrauens würdigte: jetzt entfernte er sich, von dessen Worten keineswegs beruhigt.

Turenne ließ den pfälzischen Gesandten, der ihm als Freiherr von Degenfeld angekündigt worden war, eintreten, er wußte bei dem weltbekannten Verhältniß des Kurfürsten, daß er einen Verwandten seiner zweiten Gemahlin vor sich sah. Der Freiherr — wir kennen Ulrich von Degenfeld — nahte sich dem Marschall mit sicherm Anstande und überreichte ihm ernst und würdig das Schreiben, welches Turenne achtungsvoll in Empfang nahm, und baldigst zu beantworten versprach. Degenfeld bat um Erlaubniß, im Lager darauf warten zu dürfen, da die Antwort, wie

sich Seine Excellenz nach Ansicht des Schreibens überzeugen müsse, wohl nicht zweifelhaft sein werde. Der Marschall lud ihn zur Tafel ein, wo er hoffe, ihn befriedigen zu können, sprach noch eine Weile sehr verbindlich mit ihm und öffnete dann, als Degenfeld sich beurlaubt hatte, mit unangenehmen Gefühlen das Schreiben. Was konnte ihm der Deutsche Fürst, der sich zu den Feinden Frankreichs geschlagen hatte, zu sagen haben?

Sein Antlitz verdüsterte sich schon beim Eingange des Briefes: er war ganz allein und durfte sich also nicht den Zwang anthun, seine Mienen zu beherrschen. Der Kurfürst warf ihm vor, daß er Grausamkeiten im Lande verübt habe, die sich wohl von einem Führer entmenschter Türkenhorden, aber nicht von dem General einer christlichen Armee erwarten ließen. Er schloß: „Da ich selbst außer Stande bin, an der Spitze eines Heeres Ihnen entgegen zu treten, so fordere ich Sie auf, mir im ritterlichen Zweikampfe Genugthuung zu geben und überlasse Ihnen, den Ort, die Zeit und die Waffen zu bestimmen."

Turenne athmete hoch auf, als er die Stelle las; ihm war, als flamme ein heller Blitz durch die schwere

Wolkenlast, die ihn bedrückte, und zeige ihm, wie es möglich sei, dieselbe zu zerreißen und wieder freien Athem in reiner Luft zu gewinnen. Aber er gab sich dieser Aussicht nicht hin, sondern ging nach einigem Besinnen an die Antwort, welche er unter den obwaltenden Umständen für die allein passende hielt. Bei der Tafel, wo der pfälzische Gesandte erschien, unterhielt er sich auf das Freundlichste mit ihm, so daß die Anwesenden, in Betracht, daß die Tochter des Kurfürsten von der Pfalz an den Bruder ihres Königs, an den Herzog von Orleans, vermählt war, schon auf eine Aussöhnung, vielleicht durch die letzten strengen Maßregeln erzwungen, dachten. Nachdem die Tafel aufgehoben war, erhielt der Freiherr von Degenfeld die Einladung, das Gegenschreiben des Marschalls in Empfang zu nehmen, das ihm Turenne selbst mit dem Auftrage einhändigte, seinem Herrn mündlich des lebhaften Bedauerns zu versichern, daß er ihm keine andere Antwort habe geben können, besonders da der erlauchte Fürst sich der verwandtschaftlichen Bande, welche das Haus la Tour d'Auvergne mit dem Seinigen verknüpfe, erinnert habe: er vertraue jedoch auf eine bessere Zeit. Ulrich von Degenfeld verabschiedete sich und trat sogleich die

Rückreise nach Mannheim an. Der Marschall aber ließ den Chevalier von Clermont, welcher gleichfalls zur Tafel eingeladen worden, sich aber hatte entschuldigen lassen, zu sich kommen und beendigte unterdessen den Bericht an den König, welchen er seinem ausführlichen Memoire für den Kriegsminister angeschlossen hatte. Er mußte die Entscheidung seines Monarchen über die Herausforderung des Kurfürsten von der Pfalz einholen: das hatte er dem letztern auch geschrieben.

Clermont war dem Befehle des Marschalls, der ihn zu sich berief, sehr ungern gefolgt, und kam mit einem gewissen Trotze gewaffnet, welcher sich unter der gemessensten dienstlichen Haltung nur schlecht verbarg. Der Feldherr dachte jedoch zu edel, um davon Notiz zu nehmen, er kannte Jeden in seiner Umgebung zu genau, um nicht zu verstehen, aus welchen Gefühlen sich dieses Benehmen des jungen Obersten erklären und entschuldigen ließ. Daher empfing er ihn mit gewohnter Freundlichkeit und sagte ihm, daß er Depeschen nach Paris zu senden und ihn zum Ueberbringer derselben bestimmt habe; er möge sich zur schleunigsten Abreise bereit halten.

Clermont's Gesicht erheiterte sich bei diesem Befehle.

„Ich werde in einer Viertelstunde bereit sein," erwiederte er, „aber ich habe noch eine Bitte an Eure Excellenz zu richten."

„Sprechen Sie, mein junger Freund," sagte Turenne gütig.

„Erlauben mir Eure Excellenz den König, meinen Herrn, um eine andere Bestimmung zu bitten. In einer Armee, wo mein Degen entehrt ist, kann ich nicht länger dienen. Sie haben die mildeste Form gewählt, Herr Marschall, um mir den Wunsch, den Sie begreifen, in seiner Ausführung zu erleichtern und ich danke Ihnen dafür. Sie haben mir auch durch Ihre gestrigen Worte eine ruhigere Anschauung des Unglücks, das mich, freilich durch eigene Schuld, betroffen hat, gegeben, ich habe darüber nur noch den dringenden Wunsch, daß Eure Excellenz Kriegsgericht über mich halten lassen, daß ich durch dessen Spruch wenigstens in einer Beziehung, meine persönliche Ehre betreffend, beruhigt werde, indem die Richter diese vielleicht als unbefleckt anerkennen, wenn sie auch meine Schuld bestrafen. Diese Bitte lege ich Ihnen ebenfalls an das Herz, Herr Marschall." — Er ergriff die Hand seines Feldherrn und küßte sie.

„Ich werde Ihren Wunsch erfüllen," sagte Turenne.

„Dann erst kann ich daran denken," fuhr Clermont fort, „vielleicht in den Niederlanden, unter dem Prinzen von Condé, wieder meinen Degen zu ziehen, wenn der Krieg bis dahin nicht beendigt sein sollte."

„Ueberlassen Sie Alles der Zeit — auch die Genugthuung, welche ich Ihnen, wie allen meinen Truppen, für die Gewaltthaten, welche diese aufrührerischen Deutschen an ihnen begangen haben, schaffen werde!" sprach der Marschall. „Greift der Bauer zu den Waffen, so kann er nicht streng genug dafür bestraft werden — das Beispiel muß abschrecken, sonst haben wir den Volkskrieg, den nur Ströme von Blut unterdrücken können. Es mag hart sein, zu dulden, aber es ist das Loos des Krieges." — So war auch der edle Turenne dieses Stichworts fähig, durch welches in viel späteren Tagen die Machthaber des Fremden, der unser schönes, großes Vaterland unter seine Hand gelegt hatte, die schreiendsten Thaten noch mit Hohn umkleideten!

„Wenn Sie das thun, mein Marschall," erwiederte Clermont lebhaft, „so begleite ich Sie mit meinen

besten Wünschen. Das Blut und noch mehr die beleidigte Soldatenehre meiner Cameraden verlangt die strengste Rache! Aber was mich persönlich betrifft, so habe ich dort eine Verpflichtung — eine Dame hat sich mir hülfreich bewiesen, mich befreit aus schmachvoller Gefangenschaft, mir die Mittel gegeben, wieder zu Ihrer Armee zu gelangen, mir selbst einen Degen zurückgestellt —"

„Ich verstehe Sie!" sagte Turenne lächelnd. „Eine junge, sanfte Deutsche — dem Drange ihres Herzens folgend — Sie wünschen Schonung, Sicherheit für sie. Nennen Sie mir ihren Namen, ich werde dafür sorgen. Vielleicht folgt sie Ihnen freiwillig nach Paris, da sie sich durch ihre großmüthige Handlung doch von den Ihrigen losgesagt hat."

„Eure Excellenz irren," erwiederte der Chevalier. „Sie ist eine enragirte Deutsche und nicht so sanft, als Sie glauben; jung und schön, wie sie ist, wäre sie fähig, das Banner ihres Volkes, wie eine neue Jeanne d'Arc, gegen uns zu erheben! Sie führt auch zufällig denselben Namen Johanna. — Was sie bewogen hat, mich zu schonen —"

„Ist also das Herz allein," unterbrach ihn Turenne. „Um so schmeichelhafter für Sie!"

„Auch das nicht, Herr Marschall —“ versetzte Clermont. „Sie war mir Dank für einen Dienst schuldig, den ich ihr früher erwiesen hatte.“ Er erzählte kurz die Begebenheit mit ihrem Kinde, und erwähnte dabei den Namen des Grafen Kreuth.

„Kreuth,“ wiederholte der Marschall. „Ich werde Ihnen noch einen Auftrag für den Grafen Kreuth, dessen Landgut Sie auf Ihrer Reise über Philippsburg berühren, mitgeben. Er ist auf meinen Befehl dorthin gebracht worden, Sie finden ihn hoffentlich in der Besserung. Doch davon später. Nennen Sie mir Ihre Dame. Mag sie gehandelt haben, aus welchen Gründeu sie will, so hat sie immer einem französischen Edelmann einen Dienst erwiesen, und darf nicht in das Strafgericht, von welchem die rebellischen Landstriche bedroht sind, verwickelt werden. Ich bin zwar vielleicht verhindert, es ungesäumt zu verhängen, aber erlassen ist es darum nicht, und wenn ich es nicht mehr ausführen kann, so wird ein Anderer diese Pflicht übernehmen!“

Achtes Kapitel.

Als Ulrich von Degenfeld, von einem französischen Officier geleitet, das Lager verlassen hatte, bemerkte er seitwärts, in geringer Entfernung vom Wege, Anstalten zu einer Execution. Ein Schnellgalgen war aufgerichtet, der Henker mit seinen Gesellen stand schon dabei und wartete auf sein Opfer, das ihm wahrscheinlich in der Mitte eines kleinen Trupps, welcher eben dorthin marschirte, zugeführt wurde. Ulrich wandte sein Auge ab. „Ein Spion, der seine verdiente Strafe erleiden soll," erklärte der französische Officier flüchtig, und setzte gleich darauf die leichte Conversation fort, welche durch den unheimlichen Anblick unterbrochen worden war.

Hinter Beiden ritt ein bewaffneter Deutscher Diener, ebenfalls unter französischem Geleit von einigen Kürassieren, diese plauderten aber nur unter sich, da

der massive Deutsche, dessen Knochenbau ihnen einige Bewunderung abgenöthigt hatte, kein Wort Französisch verstand. Dieser kümmerte sich auch wenig um sie, sondern beschäftigte sich mit seinem Pferde, das ihm nicht zu Dank geritten schien und ließ seine Augen, welche trotz seines martialischen Ansehens einen ungemein treuherzigen Blick hatten, über alle Lagereinrichtungen und was sonst für einen alten Soldaten bei fremden Truppen Interesse hat, schweifen. Da sah er auch vor der äußersten Flankenwache am Wege den Schnellgalgen, und in dem Trupp den gebundenen Uebelthäter: was er verbrochen, erfuhr er freilich nicht. Das Commando, das den armen Sünder zur Execution führte, sah nach dem Reiter herüber und der Delinquent auch — plötzlich erhob dieser seine beiden gefesselten Arme, so weit es ging, und ließ einen durchdringenden Schrei in hoher Fistelstimme hören. Die Franzosen stießen ihn, daß er gleich wieder still wurde, der Deutsche Reiter zwischen den Kürassieren hatte aber seinen eigenen Namen verstanden, den der Verurtheilte schrie, und murmelte betroffen:

„Dummes Thier! Das ist wahrhaftig der Schliepmann — sitzt er endlich in der Schlinge!"

Den Schrei hatte auch der Freiherr vernommen und sich, von dem widrigen Eindrucke bewogen, nach dem Unglücklichen umgekehrt, aber sie hatten ihn schon wieder umringt und er konnte ihn nicht erkennen.

„Glauben Sie mir," sagte der französische Officier, „daß diese Canaille den Tod zehnfach verdient hat, auch von Ihrer Seite. Er hat Sie und uns betrogen, sich allerwärts bezahlen lassen und keinen einzigen reellen Dienst geleistet." Bei dieser Erklärung mußte dem Freiherrn der Krämer von Offenheim einfallen, dem er das Schicksal, das er sich hier verwirklichen sah, prophezeiht hatte; er fragte nach dem Namen des Verbrechers, der Officier kannte ihn aber nicht, eben so wenig seine Persönlichkeit: er hatte nur von seinem Treiben gehört.

„Gnädigster Herr!" rief jetzt der Diener, welcher etwas dicht aufgeritten war.

Degenfeld wandte sich nach ihm um. — „Dort hängen sie den Schliepmann von Offenheim!" sagte der Diener.

„Ist er es wirklich!" entgegnete der Freiherr. „Ich dachte mir's schon. Den hätte ich gern noch einmal gesprochen, vielleicht würde er, da er nun

verloren ist, Manches aussagen, was — Herr Capitain," wandte er sich an den Officier, der ihn begleitete, „würden Sie durch Ihre Autorität einen kurzen Aufschub für jenen Mann bewirken können? Ich glaube ihn im Besitz von Geheimnissen, welche eine mir theuere Familie betreffen, und für mich von Wichtigkeit sind — vielleicht würde er im Angesichte des Todes mir beichten. Sie erzeigen mir eine große Gefälligkeit, wenn Ihre Autorität dazu hinreicht."

„Ohne Zweifel reicht sie noch für mehr aus, als die Galgenfrist eines miserabeln Spions," erwiederte der Officier. „Wenn es bloße Familiengeheimnisse sind, so würde ich Ihnen gern diesen Dienst erweisen, aber — Sie begreifen, daß er auch andere besitzt, welche uns angehen, mein Herr Baron —"

„Ich werde nur französisch mit ihm sprechen!" sagte Degenfeld, sein Pferd anhaltend, um es zu wenden.

„Sehr wohl, und ich zweifle nicht an Ihrem Worte," versetzte der Franzose. „Aber wenn nun der Verräther — was kann ihm mehr geschehen, als daß er eine Minute früher gehängt wird? —

wenn dieser Ihnen in aller Eile ein Paar Deutsche Worte mit dem Kern seiner Ermittelungen über uns zuruft?"

„Das werde ich ihm streng untersagen! Und thut er es, so stelle ich mich zu Ihrer und des Herrn Marschalls Disposition, der mich als Gefangenen zurückhalten kann, bis jene Mittheilungen Ihnen keine Gefahr mehr bringen können."

Es war aber schon zu spät, denn als der französische Officier noch einen leichten Einwand machte, war schon die verhängnißvolle Leiter umgestoßen und Schliepmann's Leib schwebte hoch in der Luft. Da kehrte sich Degenfeld rasch ab, und wie durch Verabredung setzte der Officier mit ihm zugleich sein Pferd in Galopp, um mit wenigen Sprüngen den nahen Waldrand zu erreichen, die Kürassiere mit dem Diener folgten eben so schnell. Hinter ihnen erscholl kurz darauf ein lautes Geschrei, welches das Ende der Execution zu verkünden schien.

Sie ritten eine Weile im starken Laufe fort, dann verhielten sie allmälig und der Freiherr begann: „Bis zu den Vorposten sollen Sie mich geleiten, nicht wahr, Herr Capitain?"

„Es wird mir eine Ehre sein, Herr Baron," erwiederte dieser.

„Meinen Diener mag ich nicht mit zurücknehmen — ich habe ihn entlassen, und da er im Oberlande zu Hause ist, so möchte ich ihn mit Ihrer Erlaubniß von hier in seine Heimath schicken. Es würde seine großen Schwierigkeiten haben, ihn von Mannheim aus wieder durch Ihre Vorposten gelangen zu lassen?"

„Ganz gewiß," sagte der Officier. „General Vaubrun, der sie commandirt, ist sehr streng."

„Genehmigen Sie also, daß ich ihn gleich jetzt entlasse. Es hängt doch allein von Ihnen ab — Sie sind Niemandem Rechenschaft schuldig."

„Das bin ich allerdings nicht — und ich habe auch nichts dagegen, wenn Sie den Mann hier verabschieden. Mein Auftrag giebt mir nur die Ehre, Ihre Person bis über unsere Vorposten hinaus zu geleiten."

„Ich bin Ihnen sehr verbunden, Herr Capitain. — Wendelin!" rief er seinem Diener zu. „Reite neben mir. Ich will Dir noch einen mündlichen Auftrag geben. — Sie verzeihen, Herr Capitain, daß ich mit dem Tölpel Deutsch reden muß, er genießt leider

nicht den Vorzug, Französisch zu verstehen — sonst würde ich mir nicht erlauben, in Ihrer Gegenwart eine andere Sprache zu reden, als die Ihrige. Sie dürfen aber keine Staatsgeheimnisse vermuthen, welche ich ihm anvertraue," setzte er lachend hinzu, und der französische Officier stimmte herzlich ein.

„Conspiriren Sie Beide gegen uns ganz nach Belieben," sagte er.

Der ehrliche Wendelin ahnte nicht, daß er der Gegenstand dieser Heiterkeit sei. — „Halte näher zu mir!" befahl Degenfeld. Der Wendelin ließ sein Pferd in einem schulgerechten Travers bis dicht an den Steigbügel des Freiherrn schließen.

„Du hast meinen Brief wohl verwahrt? Merke Dir noch Zweierlei zur mündlichen Bestellung: erstens, daß Graf Kreuth, von einem schweren Fieber befallen, die Armee verlassen hat, und wohl nie wieder den Degen führen wird, wie ich hier als gewiß vernommen habe, und zweitens: daß die Feinde in kurzer Zeit über den Rhein zurückgehen werden."

„Und drittens," ergänzte Wendelin, „daß sie den Schliepmann von Offenheim gehängt haben."

„Das magst Du erzählen, wie Du willst. Jetzt reite mit Gott, grüße meinen Oheim und

meine Cousine, und laß Dich unterwegs nicht fangen."

„Keine Noth, Euer Gnaden," versetzte der alte Soldat, „ich bin manch' liebes Mal gegen die Türken auf Parthei geritten und die verstehen's Handwerk besser, als diese Musjehs. Uebrigens habe ich mich ja ohne Paßport schon durchgebracht von Wilsheim zu unserm allergnädigsten Kurfürsten."

„Auf Wiedersehen in Wilsheim," sagte der Freiherr, und Wendelin warf sein Pferd kurz links herum und trabte von dannen. „Mit meiner Erlaubniß!" bedeutete der französische Officier seine Reiter.

Es war keine Gefahr für den heimkehrenden Boten. Er vermied zwar die gebahnten Straßen, aber er hätte auch hier nirgend mehr Franzosen getroffen, denn alle detachirten Abtheilungen waren eingezogen, und wie dringend auch mehrere Unterführer den Marschall zu Vergeltungsmaßregeln für den Widerstand des Landvolks aufgefordert hatten, die Umstände waren dazu nicht geeignet erschienen. Einer wirklichen Gefahr hatte der dreiste Mann nur getrotzt, als er den Freiherrn von Degenfeld, der ihn auf diese Weise sicher durch die feindliche Postirung bringen wollte, in das französische Lager begleitete.

Wenn dort einer der Versprengten, die er in Wilsheim überfallen und, wo sie sich zur Wehr gesetzt, persönlich bekämpft hatte, sich sein Gesicht gemerkt und ihn im Lager wieder erkannt hätte, so wäre er verloren gewesen, dann hätte er wohl dem Krämer an einem Nebengalgen Gesellschaft geleistet. Er kannte aber keine Furcht, und lachte jetzt nur über die Dummheit der Franzosen. Dieses sein Lieblingswort zu äußern, hatte er sich im herrschaftlichen Dienste abgewöhnen müssen, wenigstens gegen Vornehme.

Als er in die Nähe von Wilsheim kam, war die erste Person, die ihm begegnete, die Amme, welche er gebückt an einem Graben traf, wo sie Kräuter pflückte. Sie hatte ihn, da er langsam über den weichen Rasen ritt, nicht gleich kommen hören und erschrack sich vor ihm, so daß ihr der Handkorb auf die Erde fiel und ihre gesammelten Kräuter sich verstreuten. Brummend hieß sie den Reiter, als sie ihn erkannte, absteigen und ihr wieder einlesen helfen.

„Dummheit!“ sagte er. „Wo hat Sie mein Gretl?“

„Sein Gretl! Damit wird's gute Wege haben

— wovon will Er denn nun heirathen! Reit' Er nur — die gnädige Frau denkt schon lange, daß sie Ihn aufgehängt haben, Er weiß schon weswegen."

„Mich nicht, Amme — aber den Schliepmann von Offenheim."

Sie sah ihn betroffen und ungläubig an. „Was meint Er? Den kriegen sie nicht, der ist viel zu pfiffig."

„Dumm ist er, dumm wie'n Heupferd, das springen kann und sich doch fangen läßt. Bei Seckenheim unten baumelt er am Galgen — ich hab' ihn selbst aufknüpfen sehen."

„Ach der arme Schelm! Und all' sein schöner Kram, die Bänder und Schnallen —"

„Sie denkt wohl, damit haben sie ihn ausgeputzt für die Raben?" entgegnete Wendelin, aber er schämte sich selbst über seinen rohen Scherz, als er plötzlich hinter dem wilden Gesträuch am Grabenrande das rothe Gesicht seines Gretchens auftauchen sah, das ihn strafend anblickte.

„Du sprichst wohl wieder türkisch?" rief das Mädchen. Da sprang er vom Pferde und wollte seine Braut mit Hand und Mund begrüßen, sie wehrte ihm aber und sagte: „Ich bin keine Zigeu-

nerin, wie Deine Schikla oder wie sie geheißen hat, von der Du unserm Fräulein immer erzählst."

„Dummheit!" rief er jetzt mit dröhnender Stimme. „Was hab' ich erzählt? Und geht's mich an?"

„Steig' nur wieder auf und mach', daß Du zur gnädigen Frau kommst — sie spricht alle Tage von Dir."

Er that, wie ihm geheißen war. „Die Geschichte von der Tschirikla werde ich Dir erzählen," sagte er.

„Ich mag sie gar nicht wissen — schäm' Dich!" versetzte Gretchen, indem sie wieder Kräuter pflückte.

„Mich geht's nichts an!" betheuerte Wendelin wiederholt. „Zu schämen hat sich ein Anderer. — Amme, der Graf Adam wird wohl d'rauf gehen, er hat's hitzige Fieber und ist gar nicht mehr dabei."

„Woher weiß Er das?" rief die Amme, und als ihr Wendelin Bescheid gegeben, nahm sie ihren Korb, den sie wieder gefüllt hatte, sagte zu Gretchen, daß es zur Suppe genug sei, und begleitete nun mit dem Mädchen den Reiter, der sein Pferd kurz gehen ließ und auf die vielen an ihn gerichteten Fragen nach seiner Reise und allen Personen, die er gesehen, ehrlich Bescheid gab, sich aber vergeblich bemühte, seiner Braut einen freundlichen Blick abzugewinnen.

Sie war offenbar mißtrauisch gegen ihn geworden.

„Gretl,“ sagte er ernsthaft, als sie im Hofe sich trennten, „glaubst Du im Ernst, daß ich's könne mit einer Zigeunerdirne gehalten haben?“

„Warum nicht? Bist Du besser, als die Andern? Draußen geht Manches vor, wovon Mutter und Schwester nichts wissen. Hast selbst gesagt, daß sie bildsauber gewesen — und im Türkenkriege giebt's keine Scham und keine Ehrbarkeit mehr. Laß mich nur sein.“

„Denkst Du so von mir, Gretl, so muß ich mir's schon gefallen lassen,“ sagte er und führte sein Pferd nach dem Herrenstalle.

Das Mädchen hatte eine eifrige Entschuldigung erwartet und sah ihm jetzt betroffen nach.

„Er taugt nichts — wie alle Mannsleute!“ sprach die Amme. Da hätte aber nun der Wendelin hören sollen, wie das Gretchen ihn heftig vertheidigte!

Frau von Mosbach hatte ihn kommen sehen und Louise war ihm schon bis an die Thür entgegengeeilt. „Hast Du meinen Vetter Ulrich gesehen?“ fragte sie hastig.

„Bin mit ihm im französischen Lager gewesen, komme eben von ihm und werde der gnädigen Herrschaft Alles rapportiren," sagte Wendelin.

Er trat in militärischer Haltung vor die Damen und meldete sich, wie ein Soldat bei seinem Officier thut, überreichte das Schreiben, das ihm der Freiherr anvertraut hatte, und führte die drei Punkte mündlicher Bestellung hinzu. Wie wichtig auch die beiden ersten Nachrichten: Kreuth's schwere Krankheit und der nahe Abmarsch der Franzosen für ihre Sicherheit waren, so machte doch die dritte, die Hinrichtung des Krämers, auf sie den meisten Eindruck. Sie erkundigte sich nach allen Einzelnheiten, welche Wendelin wissen konnte, und war schmerzlich verstimmt, da sie noch immer gehofft hatte, durch den Krämer bei seiner verheißenen Wiederkehr Aufschlüsse über das dunkle Geheimniß ihres Lebens, die er gewiß geben konnte, zu erhalten. Schwer riß sie sich von diesem Gedanken los und forderte Wendelin auf, ihr zu erzählen, wie er nach Mannheim gelangt sei und ihren Vetter getroffen habe. Wendelin berichtete das Erstere mit vieler Umständlichkeit, die sein schlaues Benehmen und seine Gewandtheit, auf Parthei zu reiten, in helles Licht setzte. Dann sagte

er: „Unserm allergnädigsten Kurfürsten begegnete ich just, wie er in die Friedrichsburg einreiten wollte, sprengte ihn an und that meine Meldung, wie mir der edle Herr von Theinau aufgetragen. Ein Hiobsbote nach dem andern! sagte der Kurfürst. Hab' ich nicht schon alle Taschen voll? Helft euch selber mit Gott, ich kann's nicht! Da faßte ich mir ein Herz und sagte: Euer Kurfürstliche Gnaden, das haben wir schon gethan, wie ehrliche Leute! und rapportirte haarklein, was hier passirt war. Er schüttelte ein Paarmal den Kopf und sah mich scharf an, sagte aber nichts mehr und hieß mich auf den andern Tag wieder nachfragen. Er soll ein so lustiger Herr sein, immer seine Späße, auch mit gemeinen Leuten machen, ich habe davon nichts gemerkt. Freilich mag ihm jetzt wohl das Spaßen vergehen. Wie ich nun den andern Tag auf die Burg kam, fand ich den Herrn von Degenfeld, der war eben angelangt. Der nahm sich meiner an, ich erhielt Befehl, bei ihm zu bleiben, ich mußte mit ihm reiten, da er eine Botschaft an den französischen Marschall bekam, und so hat er mich auf die beste Manier selber durch die feindlichen Vorposten gebracht, daß ich unmolestirt heimkehren konnte."

Frau von Mosbach entließ ihn, denn sie sehnte sich, zu lesen, was Ulrich ihr geschrieben habe. Louise, welche den ganzen Bericht Wendelin's mit angehört hatte, setzte sich zu den Füßen ihrer Mutter und sagte: „Was schreibt Dir Vetter Ulrich? Du wirst ja so roth? Wird er bald kommen?"

Neuntes Kapitel.

„Wie, Degenfeld? Schon zurück?“ rief der Kurfürst, als er seinen Abgesandten viel früher, als er ihn erwartet hatte, zu Mannheim wieder sah. „Was bringt Ihr für Antwort? Er wird sich doch stellen?“

„Ich bringe vor Allem die gute Nachricht, daß die Franzosen binnen Kurzem die Pfalz räumen werden,“ erwiederte Degenfeld. „Man suchte mir zwar die Anstalten nach Kräften zu verheimlichen, aber ich habe die Wagenzüge und, was am wichtigsten, die Artillerieparks in den Richtung nach dem Rheine abfahren sehen.“

„Das ist sehr gut,“ sagte der Kurfürst ungeduldig, indem er Turenne's Antwortschreiben in Empfang nahm, „aber diese Wagenzüge schleppen die Habe meiner Unterthanen fort und der Abmarsch ist mir keine Genugthuung dafür.“ Er öffnete das

Schreiben und seine Stirne verfinsterte sich schon bei der ersten Zeile, die er las. Einzelne abgebrochene Ausrufungen, nicht eben schmeichelhaft für den großen Turenne, den edlen Sproßen des Hauses Latour d'Auvergne, belehrten Ulrich, welcher sich in gemessene Entfernung zurückgezogen hatte, daß der Inhalt des Briefes den Fürsten nicht befriedigte.

„Er will nicht!" rief Karl Ludwig und warf das Schreiben zornig auf den Tisch. „Er deckt sich durch seinen König, dem er erst darüber berichten müsse! O der große Ludwig wird seinen besten Feldherrn natürlich nicht Preis geben! Mich überhaupt haben sie drüben im schlechten Andenken, obgleich ich dem Orleans meine Perle, meine kluge Charlotte, hingegeben habe; sie können's mir nicht vergessen, daß ich, nach Herzog Bernhard's Tode, das prächtige Heer des Weimaraners nicht in fremden Händen lassen, sondern mich an dessen Spitze stellen und den schönen Elsaß, den der Bernhard doch wahrhaftig nicht für Franzosen erobert hatte, unserm deutschen Reich erhalten wollte. Sie setzten mich gefangen d'rum und behielten das Heer und den Elsaß. Aber es ist noch nicht aller Tage Abend und ich denke, wenn der Brandenburger kommt und man ihm frei

Spiel mit dem Reichsschwert läßt, jetzt ist's an der Zeit, alles Deutsche Land, das sie uns seit hundert Jahren entrissen haben, wieder zurück zu nehmen."

Der Kurfürst war in lebhafte Bewegung gerathen, sein Auge leuchtete, doch war es nur ein vorübergehender Moment so hoher Zuversicht. „Was sagst Du, Ulrich?" fragte er den jungen Mann, welcher den edlen Ausbruch seines Herrn mit ernstem Schweigen angehört hatte.

„Ich wünsche, daß Eure Gnaden Recht haben möge," antwortete er.

„Aber Du glaubst nicht daran!" rief Karl Ludwig.

„So lange nicht Ein starker Wille unser ganzes Deutsches Reich beseelt, fürchte ich, daß selbst ein so kriegserfahrener Herr, als der Kurfürst von Brandenburg, nicht das hohe Ziel erreichen kann, das Eure Gnaden bezeichnet haben. Ein ehrenvoller Frieden wird das Einzige sein, das zu erlangen ist."

„Ihr möget die Wahrheit sprechen," versetzte Karl Ludwig, aus dem vertraulichen Tone, den er zuweilen gegen treue und vor Allem thätige Diener annahm, wieder in den des Fürsten übergehend. Er nahm das Schreiben auf und las es noch einmal, ein bitteres Lachen gab von seinem Gefühl Kunde.

„Es ist unglaublich!“ sagte er. „Leset hier, Degenfeld, mit welcher Dreistigkeit man uns die Schuld an all' den Gräueln, die mein Volk betroffen haben, aufbürden wird! Gewaltthätigkeiten an den tapfern Truppen Seiner allerchristlichsten Majestät von unsern Landleuten verübt, hätten die Soldaten gereizt. Was? Sollten die armen Bauern dabei stehen, wo ihnen der letzte Heller geraubt wurde, sollten sie am Ende gar noch das gestohlene Gut aufpacken helfen, statt die Fäuste zuzumachen und drein zu schlagen? Was sagt Ihr zu dieser Behauptung, Degenfeld?“

„Es ist nur eine Beschönigung, an welche der Marschall selbst nicht glaubt,“ erwiederte Ulrich.

„Nun, die Vergeltung kommt ja für jeden Menschen einmal, sie wird auch meinen Herrn Vetter treffen,“ sagte der Kurfürst. „Laßt hören was Ihr sonst erfahren und gesehen habt.“

Als Ulrich seinen Bericht in kurzen und klaren Worten beendigt hatte, reichte ihm Karl Ludwig die Hand, welche Degenfeld küßte.“ Ihr seid nach meinem Sinne, rasch und bestimmt, ich werde Euch in Zukunft den Kurprinzen anvertrauen,“ sagte der Fürst. „Der Spanheim macht keinen Mann aus ihm.“

„Gnädigster Herr, Ihr werdet keinen treuern, keinen bessern Hofmeister finden, als Ezechiel von Spanheim,“ erwiederte Ulrich ehrerbietig. „Der mir zugedachten Stellung bin ich weder fähig, noch würdig. Wollt Ihr mir eine Gnade erweisen, so vertraut mir eine Abtheilung Eurer Reiter, sobald der Kurfürst von Brandenburg angekommen sein wird, damit ich unter ihm für Euch kämpfen kann.“

„Was? Ihr — dem der Kriegsdienst, wie mir Euer Vater gesagt hat, zuwider ist?“

„Hat mein Vater dieses Wort gebraucht, gnädigster Herr, so haltet es für zu hart. Ich habe nur eine Abneigung, unter einem Feldherrn zu dienen, der seinen Kriegern keine Siege zu verschaffen weiß. Auch habe ich schon gedient, so daß Ihr keinen Neuling Euern guten Reitern anvertraut.“

„Ich weiß, Ihr habt mit Eurem Vater gegen die Türken gefochten — irre ich mich nicht, mit Adam Kreuth zusammen, der dem Reiche aufgesagt hat und französischer Unterthan geworden ist, der elsassischen Reichsritterschaft zum abscheulichen Exempel.“

Von dem Namen unangenehm betroffen, erwiederte Ulrich: „Mit dem Grafen Kreuth habe ich nicht gegen die Türken zusammen gedient, ich war

mit meinem Vater auf Kandia, Graf Kreuth in Ungarn."

„Dann war es in den Niederlanden gegen die Franzosen, — war's nicht dort?" fragte der Kurfürst.

„Dort führte ich eine Standarte, aber Graf Kreuth stand nicht mehr auf derselben Seite, sondern schon in den Reihen der Franzosen."

„Aber ich weiß, Ihr seid zusammengetroffen —" sagte der Kurfürst beharrlich, indem er, die Bitte seiner Gemahlin vergessend, Degenfeld fest in's Auge sah." Er bemerkte das leichte Zucken um Ulrich's Mund, denn seinem Scharfblicke entging so leicht nichts, und da er keine Geheimnisse liebte und selbst die des Herzens nicht immer zart behandelte, so war er entschlossen, hier auf den Grund zu gehen.

„Kann es für Eure Kurfürstliche Gnaden von Interesse sein," erwiederte Degenfeld, „den Verlauf eines bloßen Reitergefechts, ohne Bedeutung für den Krieg, zu vernehmen!"

„Ihr weicht mir aus — bei diesem Zusammentreffen mit Kreuth ist noch etwas Besonderes vorgefallen, das seh' ich Euch an, und Ihr thätet wohl,

mir ehrlich und kurz zu sagen, was geschehen ist, damit ich nichts Schlimmeres denke. Ihr wollt ja doch meine Reiter führen und da ist es allerdings für mich von Interesse."

Bei dieser Anspielung, welche Ulrich verstand, färbte sich sein Gesicht mit unwilliger Glut und sein Auge blickte stolz auf den Fürsten, der seine Ehre zu bezweifeln schien. Doch faßte er sich schnell und sagte: „Gnädigster Herr, wenn Ihr Mißtrauen gegen mich hegt, so bin ich überhaupt Eures Dienstes nicht würdig."

Der Kurfürst lächelte. „Das ist meine Sache!" sprach er. „Ihr wollt mir also nicht sagen, was zwischen Euch und Kreuth vorgefallen ist?"

„Zwischen uns? Nichts, gnädigster Herr!" sagte Ulrich. „Aber ich will Eurer Gnaden, wie Ihr befohlen habt, kurz und ehrlich eingestehen, daß hier Etwas — für mich von Bedeutung — doch meiner Soldatenehre nicht zum Nachtheil — obgewaltet hat —"

„Ich will Euch das Schwert nicht auf die Brust setzen," erwiederte der Kurfürst freundlich. „Glaubt nur, daß Wir auch unsere Nachrichten haben. Ich weiß, daß in jenem Gefechte, wo Adam Kreuth gegen

Euch stand, ein tapferer pfälzischer Edelmann gefallen und seine junge Wittwe Eure Cousine ist."

Ulrich's schwarzes Auge verdunkelte sich, seine gewöhnliche bleiche Farbe kehrte nach dem Moment der Erregung, der seine Wange geröthet hatte, überraschend jäh zurück.

„Geht mit Gott, Degenfeld," sagte der Kurfürst. „Ihr sollt die Reiter haben, sobald ich ausrücken lasse."

„Wollt Ihr mir, da Eure Gnaden augenblicklich meiner Dienste nicht bedarf," fragte Ulrich, „auf eine kurze Zeit Urlaub geben?"

„Gern!" sagte Karl Ludwig, indem er ihn prüfend anblickte. Degenfeld verbeugte sich und wollte sich entfernen, aber der Kurfürst rief ihn noch einmal zurück: „Habt Ihr einen Freund, Ulrich?" fragte er gütig.

Der junge Mann sah ihn betroffen an und wußte nicht schnell die Antwort zu finden.

„Wenn ihr keinen Freund habt, gegen den Ihr Euch aussprechen könnt, so thut Ihr mir leid," sprach der Fürst. „Eure Tante hätte wohl ein Recht auf Euer Vertrauen. Doch ich will es Euch nur zu be-

denken geben. Reiset mit Gott und kehret zurück, wann Ihr es an der Zeit haltet."

Ulrich verließ die Friedrichsburg, ohne seine Tante, die Gemahlin des Kurfürsten, gesehen zu haben; das Wort seines Herrn hatte schonungslos die Narbe, die er vor sich selbst verhüllt trug, deren leiseste Berührung ihn schmerzte, aufgerissen — die Mahnung, welche darin zu liegen schien, der Gedanke, daß sein Geheimniß, so unmöglich es war, daß Jemand es wissen konnte, doch geahnt werde, wiesen ihn gebieterisch auf einen einzigen Weg: „Wahrheit!" klang es in ihm, und sobald er in seiner Wohnung angekommen, gab er Befehl, seine Pferde zu rüsten, obgleich ihnen kaum einige Rast gestattet worden war. Ehe es jedoch möglich wurde, abzureisen, kam ein Diener vom Schloß herab und brachte ihm ein Billet von seiner Tante, in welchem sie ihn zwar nicht, wie er befürchtete, zu sich einlud, aber dringend bat, seine Reise zu verschieben, bis die Franzosen wirklich das Land verlassen hätten, oder, wenn er das nicht wolle, wenigstens den Umweg über Allringen, so hieß der Sitz seines Vaters, zu nehmen, da derselbe krank sei, wie ihr Elisabeth ohne sein Vorwissen geschrieben habe: ihr selbst sei es un-

möglich, zu ihrem Bruder zu eilen, da es ihr der Kurfürst, ihrer angegriffenen Gesundheit wegen, ausdrücklich untersage. Die Gräfin war beinahe vierzig Jahre jünger, als ihr erblindeter Bruder, sie war das jüngste Kind ihres berühmten Vaters, der als General-Oberst der fremden Truppen im Dienst der Krone Frankreich unter Heinrich IV. noch gedient hatte; aber die Verschiedenheit des Alters so wenig, als die schroffe Außenseite des Bruders und der sie oft genug verletzende Soldatenhumor hatten vermocht, ihre zärtliche Anhänglichkeit an ihn, den sie mehr wie einen Vater verehrt hatte, zu vermindern und nur ihre erneuten Mutterhoffnungen hielten sie ab, an sein Krankenlager zu eilen, das nach dem trostlosen Schreiben seiner jungen Pflegerin leicht sein letztes sein konnte. Sie hatte dieses Schreiben ihrem Billet beigefügt und Ulrich las es mit großer Besorgniß; Elisabeth erwähnte auch seiner, den sie noch entfernt glaubte, und sprach den sehnsüchtigen Wunsch aus, daß er noch zurückkehren möge, ehe es zu spät sei. Er warf also für den Moment Alles von seiner Seele, was ihn in anderem Sinne bewegte, und weihte sich ganz seiner Pflicht als Sohn. Der Gräfin, seiner Tante, schrieb er, daß er sich un-

verzüglich nach Allringen auf den Weg begeben werde.

Davon erfuhr Johanna Mosbach nichts. Sie hatte durch Wendelin die Briefe erhalten, welche ihm Degenfeld anvertraut hatte: es war zuerst das Schreiben, welches die Antwort auf die Klagen des Herrn von Theinau, die er an den Kurfürsten gerichtet, enthielt: wir wissen, daß die Raugräfin mit Bewilligung ihres Herrn diese Antwort übernommen hatte, um ihre Verwandten, da eine äußere Hülfe für den Moment nicht in der Macht des Kurfürsten stand, wenigstens durch innige Theilnahme und das Versprechen zu trösten, sie durch ernstliche Unterhandlungen mit dem französischen Marschall, welcher durch seine Mutter aus dem Hause Nassau-Oranien mit dem Kurfürsten verwandt war, vor ferneren Unbilden zu bewahren. Damals ahnte Maria Susanna freilich nicht, welcher Art diese Unterhandlungen ihres Gemahls mit Turenne waren! Das zweite Schreiben, welches Frau von Mosbach durch Wendelin erhalten hatte, war von Ulrich gewesen, der ihr seine baldige Wiederkehr nach Wilsheim meldete. Es war das erste Mal, daß Ulrich an sie schrieb. Was er früher mitzutheilen hatte, war immer durch den Oheim, an

welchen er seine Briefe richtete, geschehen. Sie hatte dieselben wohl gelesen, aber stets darin eine gewisse Förmlichkeit, streng und durchkältend, gefunden. Um so mehr war sie durch den warmen, innigen Ton seines jetzigen Schreibens überrascht und bewegt worden, ihr Erröthen dabei war selbst ihrem Kinde aufgefallen; sie hatte es wiederholt gelesen und — dem Oheim nicht gezeigt. Von Tag zu Tage hoffte sie nun auf seine Ankunft, aber immer vergebens. Noch erklärte sie sich sein Ausbleiben dadurch, daß die Franzosen noch die Verbindung zwischen Mannheim und dem südlichen Landstrich unterbrochen hatten; aber bald verbreitete sich die Nachricht von dem Rückzuge derselben nach dem Rhein und Ulrich kam dennoch nicht. Da bemächtigte sich allmälig ihres Herzens wieder die frühere Stimmung gegen ihn und ein Wort ihres Oheims, der sie einmal geneckt hatte, eine Anspielung auf die Tochter seines alten Freundes und Verwandten, des tollen Ott Heinrich von Seedorf, kam ihr in den Sinn und verließ sie nicht mehr. Die Liesi, wie sie der Oheim geschildert hatte, war nicht schön, aber sanft und innig, wie es Ulrich liebte, und Johanna, die ihn stets von sich fern gehalten, ihn oft absichtlich durch die Ausgelas-

senheit ihres fröhlichen Blutes gereizt hatte, besaß ja keinen Anspruch auf seine Treue, da sie ihn nie zu eigen angenommen hatte! In dieser Stimmung gewann ihr nur auch sein letzter Brief eine ganz andere Bedeutung. Gerade, daß jetzt das Eis seines starren Aeußern geschmolzen war und er so warm und innig, wie nie, zu ihr sprechen konnte, gab ihr wohl eine Aenderung, aber nicht in dem Sinne, wie sie ihn zuerst aufgefaßt hatte, kund. Seine Liebe, die sie nicht gewürdigt, hatte er einer Andern zugewandt; gegen sie hatte sich sein Gefühl in Freundschaft verwandelt! Die Liebe dieses in sich verschlossenen, ernsten Gemüths war stumm geblieben, erst die Freundschaft hatte ihm Beredtsamkeit verschafft. Johanna kam nicht ohne innern Kampf zu solcher Ueberzeugung, und als sie sich nicht länger dagegen sträubte, erlag sie einer tiefen Traurigkeit, die sie vergebens zu bergen rang.

„Was weinst Du, Mama?" fragte Louise oft mit stürmischem Flehen, wenn sie ihre Mutter mit feuchten Augen überraschte.

Dann lächelte sie wohl, und stritt es unter allerlei Vorwand ab, aber dieses Läugnen war matt und

das Lächeln schmerzlich, so daß sich selbst das Kind nicht dabei beruhigen konnte.

Der Oheim nahm sich denn in seiner eigenen Bekümmerniß um den stillen Gram der Nichte vor, mit ihr ein ernstliches Wort zu reden.

Zehntes Kapitel.

Turenne hatte sich veranlaßt gefühlt, wenige Tage, nachdem er seine Depeschen nach Paris abgefertigt, nach einem kurzen Kriegsrathe mit seinen Generalen das rechte Rheinufer zu verlassen. So blieb das Strafgericht für die Nothwehr aus.

Im Lande athmete das Volk wieder auf, seit die fremden Dränger über den Rhein zurückgegangen waren. Große Noth herrschte zwar überall, aber die Ortschaften, welche nicht gelitten hatten, halfen den beraubten und verarmten Gemeinden treulich aus; aus den benachbarten Deutschen Gebieten, aus Schwaben und selbst aus Franken, kam Zufuhr, und der Kurfürst that seine eigene Kasse freigebig auf, um seinen Unterthanen wenigstens das tägliche Brod zu verschaffen. Jetzt kam es ihm zu gut, daß er ein so sparsamer Herr gewesen und seine Hofhaltung

nicht, wie viele Deutsche Fürsten damaliger Zeit, nach dem Muster Ludwig's XIV. über die Kräfte verschwenderisch eingerichtet hatte.

Wilsheim hatte zwar eine schwere Heimsuchung erfahren, aber zum Glück war das Schloß nicht ausgeplündert worden, und so besaß Frau von Mosbach die Mittel, Alles, was abgebrannt war, wieder aufzubauen. Schon hoben sich, schnell gezimmert, im Dorfe die Balken zu Fachwerk und Dachsparren, um nur erst den armen Leuten, welche sich im Schloßbebezirk bis jetzt förmlich gelagert hatten, ihre Hütten wieder aufzurichten, wie es sonst der Herrschaft Pflicht war. Viele haben darum auch später gemeint, der Bauer sei in alter Zeit, wo die Herrschaft, der er angehörte und diente, auch für seine Erhaltung sorgen mußte, in aller Beziehung besser daran gewesen, als heute. Das klingt recht schön, und wenn die Herrschaft gut war, ging's ihm auch für seine schweren Frohnden leidlich; aber — traurig zu sagen! — dergleichen Herrschaften gab's in den harten vergangenen Zeiten nicht allzuviel. Frau von Mosbach jedoch gehörte dazu, sie hatte ein Herz für ihre Leute und war unermüdlich, für sie zu sorgen. In dieser angestrengten Thätigkeit, die sie trieb, Alles selbst zu beauf-

sichtigen, fand sie Zerstreuung, und wenn Alles nach Wunsch ging, auch ihr heiteres Lächeln wieder. Nur ihre fröhliche, oft an Ausgelassenheit streifende Laune schien ganz verloren, und der Oheim, dessen Versuche, sie zu einer vertrauenden Hingebung zu bewegen, gescheitert waren, sah mehr und mehr ein, daß für seinen Lieblingsplan nichts zu hoffen sei. Ihm selbst war es unbegreiflich, warum Ulrich weder kam, noch von sich hören ließ, und als er unter der Hand Erkundigungen eingezogen und erfahren hatte, daß er zu seinem kranken Vater gereist sei und sich, soviel man wisse, dort bis zur Ankunft der Reichshülfe aufhalten, dann aber das Commando eines Reiterregiments, das ihm der Kurfürst schon öffentlich zugewiesen, übernehmen werde, gab der alte Herr von Theinau den Neffen auf. „Er denkt nicht mehr an sie!“ sagte er zu sich: „Wer kann es ihm verargen? Sie hat ihn zu abstoßend behandelt. Wüßte er freilich, daß jetzt, wo sie endlich die Zweifel am Tode ihres Mannes aufgegeben hat, für ihn eher Hoffnung wäre — doch es soll nicht sein.“

Auch Louise, welche an ihrem Vetter Ulrich mit einer fast schwärmerischen Vorliebe gehangen hatte, schien ihn aufgegeben zu haben, denn sie sprach schon

längere Zeit kein Wort mehr von ihm. Sie sprach überhaupt weniger, und hatte ihrer wilden Freiheit, die sie gegen alle Autorität, selbst der Mutter, bis zu den verhängnißvollen Ereignissen dieses Sommers ertrotzt hatte, völlig entsagt. Nur selten verließ sie jetzt die Seite ihrer Mutter, und wenn sie vom Dorfe aus, wo diese manche Stunde des Tages bei den Bauleuten weilte, hinaus über die Felder nach den Bergen sah und die Mutter, ihren Blick belauschend, ihr freistellte, nun Alles sicher sei, weitere Spaziergänge zu thun, sagte sie stets: „Ich bleibe bei Dir! Wo wäre es besser!" Doch lockte es sie hinüber, wo das grüne Thal mit seinem Laubwalde sich geheimnißvoll zwischen den gewölbten Höhen hinaufzog, und sie läugnete es auch gar nicht.

„Mir ist, als rufe mich Jemand," sagte sie einmal auf die Frage der Mutter, und diese bemerkte den ungewöhnlichen Glanz, der in den Augen ihrer Tochter strahlte: ihr wurde ängstlich zu Muthe.

„Du hast wieder geträumt, Louise," erwiederte sie gütig. „Besinne Dich — Du ruhtest gestern lange in Deiner Waldlaube, während ich durch die Pforte nach dem Dorfe ging, da hast Du schon wunderliche Dinge geträumt, wie mir die Amme erzählt. Heute

ist das in Deiner Seele nachgeklungen, als Du unter den Linden in Gedanken gesessen hast. Bedenke doch, wenn Dich auch Jemand dort im Thale riefe, wie könntest Du es hier hören?“

„Aus der Herrenwiege nicht?“ entgegnete Louise bedeutungsvoll.

„Kind!“ sagte Frau von Mosbach beunruhigt. „Gieb Dich nicht solchen wesenlosen Gedanken hin! Die Sage ist nimmer Wirklichkeit, der Traum kein Leben! — Ich weiß, die Amme kennt viele Märchen und erzählt sie gern, Du mußt Dich nur nicht von ihnen bethören lassen.“

„Hat sie Dir erzählt, was mir in der Waldlaube geträumt hat?“ fragte Louise.

„O ja,“ erwiederte die Mutter flüchtig, und wandte sich wieder der Baustelle zu, wo sie in Anspruch genommen wurde. „Von einem bunten Vogel, der Dich rief und sich dann in einen Raben verwandelte — Du siehst wohl ein, was das für verkehrte Dinge sind.“

„Dann hat Dir aber die Amme nicht Alles erzählt, Mama. Der bunte Vogel, der mich rief, das war die Tschirikla, die schöne Zigeunerin, die um den Grafen Kreuth von ihren Leuten erschlagen werden

sollte — ja, Mama, werde nicht böse, das hat der Wendelin Alles der Amme gesagt! Und der Rabe, das war der arme Schliepmann!"

„Ich hätte Dich für verständiger gehalten!" sagte die Mutter streng. „Du bist aber noch so kindisch, wie sonst."

Welche Veränderung mußte mit der Sinnesart der jungen Frau vorgegangen sein, um sie so strenger Worte gegen ihr verzogenes Kind fähig zu machen! Aber auch Louise hatte sich verändert, denn wie würde sie früher eine solche Zurechtweisung aufgenommen haben! Jetzt ging sie der Mutter, welche sich von ihr abwandte und zu den Zimmerleuten schritt, leise nach, bemächtigte sich ihrer Hand und küßte sie. „Du schiltst mich, Mama," sagte sie bittend, „sei mir nicht böse. Kann ich dafür, wenn ich ich etwas sehe und höre, was Andere nicht bemerken?"

Frau von Mosbach's Unwille war nur durch den unheimlichen Eindruck der Worte ihres Kindes entstanden und schnell verflogen; sie warnte Louisen freundlich, nicht zuviel die Einsamkeit ihrer Lieblingsstätten aufzusuchen, wo das halbwache träumerische Verweilen dergleichen Einbildungen hervorrufe,

sandte sie mit einem Auftrage nach dem Schlosse zurück und blieb selbst bei den Arbeitern, deren Thätigkeit durch ihre Gegenwart erhöht wurde.

Louise ging rasch an der Mauer entlang nach dem vordern großen Eingange, der helle Sonnenschein des Nachmittags lag auf der Flur; das Auge des jungen Mädchens schweifte nach den grünen weichen Linien, welche der Höhenzug über der Herrenwiege mit seinen waldgekrönten Kuppen bildete. Wie gern wäre sie wieder einmal dort auf gut Glück umhergeklettert! Das Feld war leer, ein einziger Wanderer, ziemlich fern, aber scharf erkennbar, schritt von den Bergen her. Bei ihm verweilte aber Louisens Auge nicht, das suchte keinen Fußgänger — das spähte Tag für Tag nach einem Reiter aus und immer vergebens!

Sie hatte im Hofe ihren Auftrag, der an Wendelin gerichtet war, bestellt: er betraf auch hier den Bau der neuen Ställe und des Gesindehauses, wobei Wendelin als Aufseher thätig war. Der Oheim hatte es übernommen, das Ganze in Wilsheim und Theinau zu leiten, doch bald war er inne geworden, daß es ihm doch dazu an praktischem Geschick fehle, und drüben der alte Hänisch, hier sogar der Wendelin

statt des Verwalters besser fertig werde ohne ihn. Er stand auch heut', die Hände auf dem Rücken gekreuzt, und schaute gemüthlich der Arbeit zu, und ließ es sich ruhig gefallen, daß sich seine Enkelnichte, mit Uebergehung seiner Autorität, direct an Wendelin wandte, der die Axt so kräftig schwang, wie er einst das schwere Reiterschwert geschwungen hatte. Als Louise ihre Bestellung ausgerichtet, schmiegte sie sich an den Oheim und forderte ihn auf, mit ihr einen Spaziergang zu machen, da er ja nun so gesund sei, daß er es mit dem Jüngsten aufnehmen könne. Der alte Herr lächelte und sah wohlgefällig auf seine Beine, aber er getraute sich heut' doch nicht, ihnen viel zuzumuthen, da sich wieder leise Regungen seines alten Uebels gemeldet hatten und die Kräuter, welche ihm so gute Dienste geleistet, die einzigen wohlthuenden Erinnerungen an seine Gefangenschaft, auf die Neige gingen. Er sagte das der Kleinen, und wies sie an die Begleitung der Amme, welche mit ihrem Spinnrade vor dem schon aufgerichteten Gesindehause saß.

„Wenn aber die Kräuter, die Euch geheilt haben, zu Ende gehen," fragte Louise, „warum schickt Ihr nicht hin und laßt Euch mehr holen? Ihr wißt ja nun, wo

die Tschirikla eigentlich ist, und der Wendelin kennt sie aus dem Ungarlande und sie ist ihm Dank schuldig, so wird sie ihn gewiß gut aufnehmen."

„Wir wollen abwarten, bis Friede ist," sagte der Oheim. „Ich möchte um Alles in der Welt Niemand den Gefahren exponiren, die ich selbst bestanden habe — der Wendelin ist überdem ein toller Mensch, der keine Prudenz kennt, der riskirte dabei Leib und Leben; er ist Deiner Mama hier mit seltenem Empressement ergeben und schier unentbehrlich, auch hat er ein Bräutlein, das kratzte mir die Augen aus, brächt' ich ihren künftigen Gesponsen in Lebensgefahr. Warten wir den Frieden ab, ma petite, bis dahin wird's schon gehen." Er lachte gutmüthig und rief die Amme herbei, welche verdrießlich ihr Spinnrad zurückschob, und noch verdrießlicher wurde, als sie hörte, daß sie mit dem Fräulein spazieren gehen solle.

„Nicht doch, Amme!" sagte Louise schnell. „Ich will Dich nicht quälen — es ist nur der Einfall des Großonkels. Ich bleibe schon hier — auch muß ich erst der Mama Bescheid bringen. Setze Dich nur wieder, gute Amme."

Die Amme war gewohnt, von dem „Kinde", wie

sie das junge Mädchen noch immer nannte, vielfach gequält zu werden, sie brummte zwar viel dabei, aber sie that ihm doch den Willen und hatte es bitter bereut, sich einmal widersetzt und dadurch das Kind zu der verhängnißvollen Flucht gereizt zu haben; sie fühlte sich auch, wie es zuweilen mit alten Kinderfrauen der Fall ist, am wohlsten, wenn sie von ihrer Pflegbefohlenen recht in Athem erhalten wurde. Darum war sie bei der unerwarteten Schonung, welche ihr Louise angedeihen ließ, ganz beleidigt.

„Hat mich das gnädige Fräulein, seit es lange Kleider trägt, überdrüssig?“ fragte sie beißend. „Ist ihr die alte Amme nicht mehr gut genug? Soll ich vielleicht das schmucke Gretl rufen? Sie ist freilich auch nur eine Bäuerin — schade, daß der gnädige Herr von Theinau keine Pariserin mitgebracht hat. Die würdet Ihr wohl zur Begleitung annehmen.“

„Amme, was sprichst Du?“ sagte Louise. „Ich will Dich ja nur hier lassen, weil Du nicht gern gehst.“

„Nicht gern! Ich laufe zu meinem Vergnügen, wie ein Kiebitz. Wenn ich also noch gut genug bin —“

Sie ließ nicht ab, Louise mußte sie mitnehmen.

Beide verließen zusammen den Hof, während der Oheim langsam nach dem verlassenen Sitze der Amme vor dem Gesindehause schritt: es sah aus, als wolle er sich auch ihres Spinnrades bemächtigen, und die Bauern, welche unter Wendelin's Aufsicht zimmerten, machten ihren Spaß darüber. Auf einmal wurden sie durch einen lauten Schrei der Amme am Thorwege erschreckt, sie sahen die alte Frau wie vor einer Geistererscheinung zurückbeben und fast zu Boden stürzen, und auch das Fräulein beide Hände entsetzt gegen einen Mann aufheben, der überraschend im Thorwege vor sie getreten war.

„Na, na! Frau Rolwing!“ sagte der Mann lachend. „Ueberschlage Sie sich nicht. Sie denkt, die Raben haben mich längst verspeist — prosit die Mahlzeit! Für mich ist kein Strick gedreht.“

Es war der Krämer Schliepmann von Offenheim, er stand leibhaftig da, mit dem Kasten auf dem Rücken, wie ihn alle Leute vom Main bis zum Bodensee kannten, mit demselben spitzbübisch verschmitzten Gesicht und ließ auch das Lachen in den Fisteltönen hören, das kein anderer Mensch so hoch bringen konnte.

„Straf mich Gott!“ rief Wendelin ganz un-

christlich fluchend, warf die Axt hin und sprang herbei.

„Schliepmann, bist Du's wirklich?“ fragte das Fräulein, welche bei seiner Erscheinung ihren letzten Traum vom Raben in einer neuen Verwandlung verkörpert vor sich zu sehen glaubte.

„Wirklich und wahrhaftig bin ich's, Fräulche,“ betheuerte der Krämer. „Haha! Da ist auch der Wendelin.“

„Aber Kerl, ich hab' Dich ja von der Leiter springen sehen und zappeln wie ein Fisch!“ rief Wendelin, und faßte ihn an der Schulter, um sich zu überzeugen, daß er Fleisch und Bein vor sich habe.

Schliepmann schüttelte den derben Griff ab und sagte: „Gezappelt werd' ich schon haben, das glaub' ich wohl, aber ich weiß nichts mehr davon, mir war schon grün vor den Augen, und so wahr ich hier stehe, wohl that mir's nicht, es war wie'ne confuse Schwurre im Kopf von verrückten Gedanken und Träumen, aber gar nicht unangenehm, ordentlich hübsche Dinge; ich hab's nimmer glauben wollen, wenn sie sagten, daß das Hängen der schönste Tod sei, nun glaub' ich's gern, nur das Gehängt**werden** — sieht Sie, Amme, das ist das Verdrießliche, und

ich will's doch lieber das Nächstemal auf eine andere Manier probiren."

„Schäm' Er sich, so ruchlos zu sprechen!" versetzte die Amme. „Wie ist Er denn davon gekommen? Ist der Strick gerissen?"

„Servus, Euer Gnaden!" sagte der Krämer zum Herrn von Theinau, welcher ebenfalls ganz erstaunt näher kam. „Da ist der Schliepmann wieder, hat'n Katzenleben — Euer Gnaden wollten ihm bei Heidelberg schon das Licht ausblasen, wißt Ihr noch, mit der Pistole? Ihr schenktet ihm aber das Leben und so hat der Herr Marschall Turenne auch gethan, wofür ich ihm sehr dankbar bin."

„Man hat Dich also wieder abgeschnitten?" fragte der alte Herr verwundert.

„Aufzuwarten, Euer Gnaden," antwortete Schliepmann. „Ich weiß nichts, als daß ich auf einmal schon halb auf der Reise in die Ewigkeit wieder zu mir kam, da lag ich auf einer Tragbahre von Spießen, und triefte von Wasser, denn sie hatten mir Ströme über den Kopf gegossen, um mich wieder lebendig zu machen. — Aber da kommt meine gnädige Frau von Mosbach!" unterbrach er sich mit völlig verändertem Tone und eilte der Dame entgegen, welche vom Dorfe

her kam und bei seinem Anblick wie in den Boden gewurzelt stehen blieb.

„Gnädigste Frau, ich bin noch einmal mit dem Leben davon gekommen," sagte der Krämer schon von Weitem, aber in ehrerbietiger Weise. „Sie haben es arg mit mir vorgehabt, Alle, aber der Herr Marschall hat mir das Leben geschenkt, als ich schon ein verlorener Mann war."

„Das ist mir lieb, Schliepmann," erwiederte Frau von Mosbach bewegt, denn die Erinnerung der erschütternden Scene, welche sie bei des Krämers letztem Hiersein erlebt hatte, rauschte auf einmal, wie ein mächtiger Strom, durch ihre Seele. „Komm herein. Du hattest Recht, mich zu warnen, wie Du siehst. Aber durch Gottes Gnade kann ich Dir noch immer Obdach und Labung bieten. Amme, sorge für Schliepmann. Wenn Du Dich ausgeruht und erquickt hast, kommst Du wohl zu mir." Sie sprach das mit einer sanften Freundlichkeit, welche auf den Krämer den tiefsten Eindruck machte; er sah ihr nach, während sie, von ihrer Tochter und deren Oheim begleitet, nach dem Schlosse ging, fuhr sich mit der Hand durch die dünnen Haare und rief: „O, das ist eine Heilige, eine Heilige!" Die Umstehenden,

denn es hatten sich noch mehr Leute eingefunden, ließen ihn aber nicht lange in dieser Stimmung, sondern bestürmten ihn mit Fragen und forderten, daß er ihnen die näheren Umstände seines Hängens und Loskommens erzählen solle — so kam er denn wieder zu sich selbst, da er eben in Gefahr gestanden hatte, ganz aus seinem Charakter zu fallen.

„Soll ich mich etwa dort oben auf's Gerüst stellen und wie ein Zimmergesell meine Rede halten?" sagte er. „Ich bin heut' sechs Stunden gelaufen und habe Rüben vom Felde gegessen, denn die Brodrinden sind bei Euch rar geworden — also laßt mich erst bei meiner Amme Nahrung suchen — nun, Amme, das Kind schreit!" Die Bauern schrieen auch vor Lachen über den schlechten Witz, der die Amme bitterböse machte. Aber sie brannte selbst vor Neugier, seine Schicksale zu erfahren, und so führte sie ihn denn nach dem neu gerichteten Gesindehause, wo er sich den Kasten vom Rücken nehmen ließ und auf die Bank setzte, während die Frau ihm etwas zu essen holte. Sein Auditorium mußte ihn hier, wenn auch sehr ungern, verlassen, denn Wendelin hielt, wie alte Soldaten pflegen, streng auf den Dienst, und wollte nichts davon wissen, daß sie jetzt schon Feierabend zu

machen gedachten. Er selbst ging mit dem besten Beispiel voran. Als die Amme mit ihrem gefüllten Topf wieder heraus kam, fand sie den Krämer allein, gedankenvoll vor sich hinstarrend, die Bauern aber schon drüben, wo die andern Hofgebäude stehen sollten, wieder bei der Arbeit.

„Setze Sie sich zu mir, Amme," sagte Schliepmann, indem er dankbar den Topf aus ihrer Hand nahm und hungrig zu löffeln anfing. „Nicht wahr, Sie hält mich für einen recht schlechten Kerl?"

„Verloren wäre an Ihm nicht viel gewesen," erwiederte die Amme trocken.

„Ich glaub's selbst," versetzte Schliepmann und aß eine Weile schweigend fort. „Sage Sie mir, Amme," begann er dann, „wie ist es denn eigentlich mit der gnädigen Frau und dem jungen Herrn Ulrich von Degenfeld?"

„Geht das Ihn etwas an?" erwiederte die alte Frau auffahrend.

„Mich nicht, aber ich hätte es ihr wohl gegönnt, daß sie ein Paar geworden wären — nun ist Alles vorbei."

„Wie so?" rief die Amme. „Hat er geheirathet?

Seine Muhme, nicht wahr? Der alte Herr sprach einmal zu meiner Frau davon: Liesi heißt sie, o, ich habe ihren Vater gekannt, den tollen Ott Heinrich — von dem könnt' ich bis Ostern erzählen. Also die hat er richtig geheirathet!"

„Ich wollt's ihm wünschen, denn es wäre doch immer besser, als so. — Amme, ich sag's Ihr, Sie muß es Ihrer Frau, wie's geht, beibringen: hat sie ihn auch nicht gemocht, wird's ihr doch leid thun; wer weiß, wenn sie ihn genommen hätte, wäre er vielleicht heut' noch am Leben — der arme Herr Ulrich!"

„Was?!" rief die Amme erschrocken.

„Ja, er ist vorigen Freitag gestorben; mir hat's ein Fuhrmann erzählt, der von Schwäbisch Gemünd herunter kam, der ist vorigen Freitag in Allringen gewesen, wo der junge Herr seinen Vater, der schwer krank gelegen, schon lange gepflegt hat, — nun ist der Alte gesund geworden, denke Sie nur, hoch in den Siebzigen, und Herr Ulrich, der kaum in die Dreißig geguckt hat, ist todt."

Ein Laut des tiefsten Schmerzes störte ihn in seiner Erzählung: Beide hatten nicht bemerkt, daß sich Louise, aus dem Schlosse gekommen, ihnen genähert

hatte; sie standen erschrocken auf und Schliepmann, vor dem blassen Ansehen des jungen Mädchens betroffen, wußte nur ein Paar Worte, wie zur Entschuldigung, zu stottern. Louise wandte sich schnell ab, als graue ihr vor ihm: das war der Rabe ihres Traumes, und sein Unglücksruf, den sie vernommen! „Meine Mama wünscht Dich zu sprechen!“ sagte sie halblaut und eilte hinweg.

Elftes Kapitel.

Frau von Mosbach erwartete den Krämer in ihrem Zimmer, dort fand er sie still in sich versenkt auf ihrem Sessel, den Kopf in die Hand gestützt, so daß sie sein Kommen, als die Amme ihm, ohne anzuklopfen, die Thür öffnete, gar nicht bemerkte. Vor ihr auf dem kleinen Tische lag die goldene Kette mit den Kleinodien, welche ihr der Krämer damals zurückgelassen hatte.

„Hier ist der Schliepmann," sagte die Amme.

Frau von Mosbach sah rasch auf. „Komm her, ich habe mit Dir zu reden," sprach sie. — „Wo ist Louise?" fragte sie die Amme, welcher sie auf den flüchtigsten Blick ansah, daß ihr etwas geschehen war: ihre erste Besorgniß fiel auf ihr Kind. Die Amme beruhigte sie durch die Antwort, daß Fräulein Louise nach dem Garten gegangen sei, was ihr selbst aber

fehle, gestand sie nicht, läugnete überhaupt, daß ihr etwas auf dem Herzen liege, und war froh, als sie, obwohl unzufrieden, entlassen wurde.

„Die Kette habe ich Dir noch nicht bezahlt —" begann Frau von Mosbach, nachdem die Amme sie mit dem Krämer allein gelassen hatte. „Nenne mir Deinen Preis.

„Euer Gnaden mögen mir geben, was recht ist — ich — ich kann nicht fordern —"

Sie war von dem seltsamen Tone überrascht, in welchem der Mann sprach, und richtete ihr Auge auf ihn. Als ihn dessen Strahl traf, vor dem er sich lange gefürchtet hatte, fing er an zu zittern.

„Denn was ich fordern möchte," fuhr er verwirrt fort — „das könnt Ihr mir ja doch nicht geben —"

„Jeden Preis gebe ich Dir!" rief sie lebhaft. „Ich kann mich nicht mehr davon trennen!"

„So denn — daß Ihr mir meine Sünden vergebt!" sagte der Krämer und faltete die Hände.

Sie wurde irre an ihm, sein ganzes Benehmen war ihr schon so wunderlich vorgekommen — ein rascher Gedanke, der ihr aufging, schien Licht darüber zu verbreiten: die überstandene Todesnoth hatte seinen

Geist verstört. Mitleidig blickte sie ihn an und sprach sanft: „Wie soll ich das? Geh' in den Beichtstuhl und erleichtere Dein Herz, dann wird Dir der Priester des Herrn Deine Schuld vergeben."

„Das habe ich gethan — aber wenn Ihr mir nicht vergebt — so finde ich's dort auch nicht."

„Ich vergebe Dir Alles von Herzen, was Du mir etwa gethan hast," sagte Johanna mild.

„O, sprecht nicht so! Erst hört meine Beichte, ich kann's nicht annehmen — Ihr müßt erst hören!"

„Beruhige Dich, Schliepmann — Du bist nicht bei voller Besinnung. Bleibe noch hier, wir sprechen ein anderes Mal."

„Euer Gnaden wollen mich verstoßen?" fragte er betrübt.

„Ich will Dich im Gegentheil in Deinem Gemüthe beruhigen. Dient es dazu, so sprich."

„Ja, ja!" rief er, und sein trübseliges Gesicht wurde auf einmal hell. „Ich habe Euch seit vielen Jahren Böses gethan und hätte doch wieder manchmal mein Leben für Euch gelassen! Aber er hatte mich ja in seinen Stricken und ich dachte gerade, daß es zu Eurem Besten wäre —" hier stöhnte er mit erneuter Angst, ließ den Kopf hängen und murmelte:

„Hilft Alles nichts — das ist auch eine Lüge — nur das Geld war's, das verfluchte Geld! — Ich hatte meine Seele dem Grafen Kreuth verkauft, gnädige Frau, schon vorher und nachher, Ihr wißt schon. Ich brachte ihm Nachrichten, wie's ging und stand bei Euch, als noch der gnädige Herr Maximilian von Mosbach, Euer Herr, lebte — und wie ich ihm sagte, daß er sich nicht halten ließ, da der niederländische Krieg kam, sondern daß er wieder als Rittmeister eine Reiterschwadron nahm — hei, da war große Freude! Und nun mußt' ich ab und zu laufen zwischen den beiden Armeen, da hab' ich das noble Handwerk gelernt, das mich an den Galgen gebracht hat! Wie Euer Herr dann überfallen wurde — — das ist ist mein Werk!" Diese letzten Worte stieß er fast schreiend hervor und stand, bebend an allen Gliedern, wie ein Verbrecher, der sein Urtheil erwartet.

Johanna war durch die Wendung, die seine Bekenntnisse nahmen, schmerzlich ergriffen worden, ihr Ausgang raubte ihr für einen Augenblick alle Fassung. Sie bedeckte ihr Antlitz mit beiden Händen und sank in ihren Sessel zurück. Aber wunderbar schnell gewann sie ihre Kraft wieder. „Ich verzeihe Dir —" sprach sie leise. „Nur sage mir Alles."

„Wie es dabei — zugegangen ist, das weiß ich nicht. Ich bin nicht zugegen gewesen. Verkauft hatte ich ihn — die Gelegenheit dem Kreuth verrathen, den unbewachten Zugang, wo keine Posten standen, ich hatte selbst die Vordersten geführt, und wie sie drüben die freie Ebene hatten, und der Morgen graute, und es nun vorwärts ging, da kehrt' ich um und lief meiner Wege. Erst drei Tage d'rauf machte ich mich wieder herzu, wo ich den Kreuth finden mußte — der sagte mir dann, daß Alles gut sei und gab mir den Blutpfennig."

Schaudernd, vom Schmerz durchbohrt, rief Johanna: „Sein Ende! Wie ist sein Ende gewesen?"

„Das weiß ich nicht — ich schwör' es Euch mit einem theuren Eide. Kreuth hat es mir nie gesagt. Ich kam dann, wie der Friede so rasch geschlossen wurde, noch oft auf seinen wüsten Erbhof jenseit des Rheins drüben, wo er dann lebte, und mußte ihm Nachricht bringen, wie's mit Euch ginge, und ob Ihr Euch bald getröstet hättet, und auch nach dem kleinen Töchterlein fragte er viel. Da hab' ich's auf alle Weise versucht, hinter die Sache zu kommen — mir fiel's immer wie ein Stein auf die Brust, wenn ich

wieder hieher kam, und nur, daß ich Euch" — hier verschluckte er seine Worte, die ihre leichte Tröstung, ihr fröhliches Treiben berühren wollten — „aber ich erfuhr nichts und die Braune, die beim Kreuth das Haus führt, drohte mich einmal zu erstechen, als ich mich gar zu neugierig über die Papiere des Grafen, da er ausgeritten war, gemacht hatte." Eine Unbefangene würde es dem Krämer angehört haben, daß mit dem Bekenntniß seiner Hauptschuld auch der Stein, von dem er gesprochen, von seiner Brust genommen war, denn er wurde immer zuversichtlicher und freier, und auch seine Ausdrucksweise näherte sich wieder ganz der gewohnten. — „Nun dacht' ich, da so gar nichts d'raus wurde, er hätt's aufgegeben und schlechter ging's auch von Jahr zu Jahr drüben, denn der Hof war damals schon elend, jetzt steht er ganz öde und nur die Braune wohnt dort, die Felder sind alle verkauft — zu machen war für mich dort nichts mehr, da bin ich denn lange nicht hingekommen."

„Aber die Kette! Woher hast Du die Kette?" fragte Frau von Mosbach, sein Geschwätz unterbrechend.

Da wurde der Krämer wieder kleinlaut. „Die hab' ich erst diesen Sommer von ihm bekommen,"

sagte er. „Wie der Krieg vor zwei Jahren wieder ausbrach, nahm der Graf abermals französischen Dienst — und es ging erst nach Holland. Ich erfuhr's in Straßburg, wo er seinen Handelsmann hatte, der ihm für den Erlös der letzten Wiese die Ausrüstung und ein gutes Pferd verschafft. Jetzt aber kam der Krieg an den Rhein, wie das Reich zu Holland hielt. Und da machte ich mich auch herzu, denn ich wußte, mit Soldaten ist der beste Handel, die machen gute Beute beim Plündern — und auf dem Schlachtfelde, und wissen's liebe Gut nicht zu schätzen, da kauft man wohlfeil. Wie ich nun so einmal von Ladenburg herauf komme und in Wiesloch einkehren will —"

„O, sage mir nur mit einem Worte!" unterbrach ihn Frau von Mosbach von Neuem.

„Gleich, Euer Gnaden — da treffe ich den Grafen, der dingt mich wieder, er will eine Streife hieher mitmachen — und wie ich ihm so Mancherlei erzähle, von Eurem Leben, von Euren Spazierritten stundenweit, soll ich ihm die Gelegenheit ausspähen, Euch zu fangen — und zum Pfand des Lohnes giebt er mir die Kette, sein Letztes, seinen Spar- und Nothpfennig, wie er sagt. Was? ruf' ich. Die kenn'

ich, die hab' ich oft genug gesehen, die hat dem und dem gehört — gnädige Frau, ich brauch's Euch ja nicht zu vermelden, weinet nicht, wenn ich weiter erzählen soll, das erstickt mir jedes Wort im Halse — Gut, sagt er, wenn Du's weißt, schadet's auch nicht, denn der ist todt und ich bin sein Erbe. So lag denn an einem Tage sein Trupp in Wald-Innigheim und noch ein anderer, den der Herr Chevalier von Clermont commandirte — Ihr wißt schon — war auf Theinau geritten, und ich legte mich in's Korn auf die Lauer. Da spürte mich die Amme auf und schickte mich, das kleine Fräulein zu suchen, nach der Herrenwiege. Mir war's nicht geheuer, aber ich dachte, so ist es noch besser — wenn ich ihm das Töchterlein bringe, hat er ein sicheres Pfand, das eingelöst werden muß!"

„Elender!" rief Johanna, von ihrem empörten Muttergefühl zum Zorn hingerissen.

Es machte aber auf ihn nicht den Eindruck mehr, den es vor wenig Minuten gemacht haben würde; das Schlimmste war ja heraus, das hatte sie ihm verziehen, alles Uebrige war Kinderei dagegen, auch war er sich bewußt, in letzter Zeit, bewogen durch das Gefühl seiner Schuld, eher im Vortheil der Frau von

Mosbach gehandelt zu haben, als er sie vor der nahen Gefahr warnte. Er bückte sich daher nur vor dem Ausdrucke ihres Zornes und fuhr nach einer kurzen Pause fort: „Euer Gnaden haben wohl Recht, mich zu schelten, aber ich habe schon meine Angst gleich ausgestanden. Denn was mir das Fräulein von fremden Reitern erzählte, die sie auf der Höhe über dem hohen Kreuz gesehen haben wollte, das glaubte ich und meinte, damit einen doppelten Fang zu thun — nach der Beschreibung mußte es ein vornehmer Herr sein, und es fuhr mir durch den Kopf, ob vielleicht ganz in aller Stille der Kurfürst von Brandenburg, der erst im Herbst kommen sollte, sich doch schon hergemacht habe und so sagt' ich's denn an; aber an Allem war kein wahres Wort, und nun wurde ich als Schelm und Verräther gebunden!"

Frau von Mosbach wollte nichts mehr hören, es interessirte sie nicht, seine weiteren Listen und Schlechtigkeiten zu wissen; was sie von ihm erfahren hatte, war immer noch nicht befriedigend, aber er hatte ihr ja betheuert, daß es Alles sei, und so winkte sie ihm, sich zu entfernen. „Den Werth Deiner Kette bestimme selbst, es ist mein ernstlicher Wille!" sagte sie ihm, als er sich demüthig anschickte, das Zimmer

zu verlassen. „Ich werde Dich wieder rufen lassen.“

„Wollen Euer Gnaden sie nicht so behalten?“ fragte er. „Ich habe nichts dafür bezahlt; den Dienst, den ich dafür habe leisten sollen, habe ich nicht ausgeführt — als ehrlicher Mann kann ich nur sagen: mir gehört sie nicht. Und wenn sie doch von Eurem seligen Herrn ist, dem sie abgenommen, so habt Ihr das einzige Recht darauf —“

„Laß mich! Geh!“ rief Johanna, mit ihren Gefühlen kämpfend, denen sie sich vor diesen Augen nicht hingeben wollte.

„Ich gehe schon — wollte aber nur noch sagen, daß Euer Gnaden auch vom Kreuth nichts mehr zu fürchten haben, denn der sitzt jetzt, wie ein Kind, auf seinem Hofe und die Braune muß ihn füttern und bewahren — er wird sein Lebtag nicht mehr anders.“

„Ist er noch so krank?“ fragte Johanna, nun doch von edlem Frauensinne zum Mitleid bewogen.

„O, Gott bewahre! Einen steifen Arm hat er, sonst ist er schon wieder gesund, wie ein Fisch. Aber hier —“ Er zeigte nach der Stirne. „Hier sitzt es! Vernünftig wird er nicht mehr — denn er soll

zuweilen grausam rasen, nnd es ist nur ein Glück, daß er den steifen Arm hat, den er nicht rühren kann, sonst würde das Weib ihres Lebens nicht sicher sein."

„Er ist also gemüthskrank?" rief Johanna ergriffen.

„Verrückt, Euer Gnaden, rein verrückt. Er bildet sich ein — wollen's mir erlauben zu sagen —"

„Laß nur!" erwiederte Frau von Mosbach, und entließ ihn durch ein erneutes Zeichen. Draußen traf er die Amme, welche im Vorzimmer wartete.

„Hat Sie gehorcht?" fragte er. „Schade! Aber es ist halt Alles Eins! Ich will heut' noch ein Stück weiter gehen. Mit der gnädigen Frau bin ich auf dem Reinen. Sehe Sie nun zu, wie Sie's ihr beibringt, daß der junge Herr von Degenfeld gestorben ist. Wenn der auf mich gehört hätte, wär's auch besser, dem wollte ich schon im Sommer die Kette zeigen und ihm sagen, wie's stände, damit er nun auch sein Heil versuchen könnte! Mir ganz gleich, wer von Beiden den Vogel abgeschossen hätte! Nun ist keiner von Beiden dazu gekommen, und ich weiß nicht, wer besser d'ran ist, der Begrabene oder der — Andere! Bleibe Sie gesund, Amme, wir werden uns

wohl sobald nicht wieder sehen — wenn ich nicht muß, kehre ich nicht mehr in Wilsheim ein, ich bin wieder so ehrlich, wie vorher, und wenn's geht, will ich ein ehrlicher Mann bleiben — geht's nicht, nun so kann ich mir nicht helfen. Adje!"

Die Amme gab ihm noch etwas zu zehren auf den Weg und schüttelte den Kopf über sich selbst, daß es ihr leid that, den doppelzüngigen Schelm auf Niewiederkehr fortgehen zu sehen. Dann sah sie sich nach dem Fräulein um, das ließ sich aber nicht blicken, und sie selbst konnte sich nicht entschließen, der Herrin die traurige Botschaft — sie wußte am Besten, wie traurig sie für die junge Frau war! — zu überbringen. Mochte es die Tochter thun; aber diese saß jetzt wohl sich grämend in der einsamen Waldlaube des Gartens, und wenn sie kam, mit verweinten Augen plötzlich vor die Mutter trat, so mußte diese sich ja zum Tode erschrecken! „Ich will ihr wenigstens sagen, daß er krank ist!" dachte die Amme, mit einer Schonung, die ihr sonst nicht sonderlich eigen war.

Sie war nur leider ungewohnt, sich zu verstellen, und Frau von Mosbach wurde durch ihre Miene beim Eintritt wieder daran erinnert, was sie schon vorher bemerkt hatte; sie kannte diese Zurückhaltung gar nicht

an ihr und mußte darum etwas Schlimmes befürchten. Als nun die Amme ziemlich ungeschickt endlich mit ihrer Eröffnung heraus trat, daß ihr Schliepmann erzählt habe, der alte Herr von Degenfeld sei krank gewesen und sein Sohn, der ihn getreulich gepflegt, nun auch erkrankt, fürchtete Johanna gleich das Schlimmste. Da konnte sich die alte Frau, welche um keinen Preis ihre Herrschaft so tief betrübt sehen wollte, nicht anders, als durch eine herzhafte Lüge helfen. „Wenn Ihr's denn errathet, ja, der alte Herr ist gestorben!"

„Aber Ulrich?" rief Johanna.

„Der ist noch krank, aber der liebe Gott wird ihm schon helfen!" Sie hat nachmals immer diese Ausflucht als eine Eingebung ihrer Schutzheiligen angesehen, da sie der armen Herrin dadurch viel bittere Momente erspart habe. Nun aber mußte sie hören, wie diese sich um den Kranken ängstliche Sorgen machte, wie sie bereute, ihn um seines Ausbleibens willen beschuldigt zu haben, da es doch aus der edelsten Ursache entstanden war. Nachrichten mußte sie haben, wie es ihm erging — es wäre herzlos gewesen, sich gar nicht um ihn zu kümmern! Wo war der Oheim? Sie wollte gleich mit ihm sprechen,

seinen Rath hören, was zu thun sei. „Suche mir den Onkel, Amme,“ befahl sie. Herr von Theinau hatte sich aber das Pferd satteln lassen und war nach dem andern Gute geritten, und seine Nichte mußte sich gedulden. Wie drängten heut' sich die Eindrücke in ihrem Gemüthe, das nur zu sehr geneigt war, sich dem letzten mit aller Heftigkeit hinzugeben, so leicht zum tiefen Leide hingerissen, wie zur höchsten Lust des Entzückens! Als sie nun wieder allein saß, dämmerte allmälig ein Bild in ihr auf, das immer schärfere, für sie peinliche Umrisse gewann: das Bild eines bleichen Mannes auf seinem Schmerzenlager und bei ihm sitzend, sanft über ihn herabgeneigt, seine Athemzüge belauschend, den kühlenden Trank für ihn bereit haltend, ein junges Mädchen — konnte auch Johanna wachen Träumen sich hingeben, wie ihr Kind, das sie erst heut' darum gescholten hatte?

Louise hatte die tiefste Einsamkeit im entlegenen Gebüsche des Gartens aufgesucht, um sich auszuweinen. Es war der erste wahrhafte Gram, der ihr junges Herz traf, sie weinte um den Vetter, den sie innig lieb gehabt, noch mehr weinte sie um die Mutter, denn sie wußte, welchen Schmerz ihr diese schreckliche Kunde bereiten mußte. Seltsam, daß sie nicht

zu ihr eilte, an ihrer Brust, mit ihr vereint das Leid zu tragen, aber dieses Kind, vom ersten Bewußtsein an auf sich allein gewiesen, nie mit fremden Kindern verkehrend, war in seinem ganzen Wesen anders, wie man Mädchen ihres Alters findet. Hatte sie eine rechte Lust, so konnte sie sich, wenn sie allein war, am besten darüber freuen, und gab es für sie einen Anlaß zum Leide — bis vor Kurzem freilich nur leichtwiegend, — so floh sie gewiß jedes fremde Auge, um einen Versteck zu suchen, wo sie den kurzen kindlichen Harm leicht überwand. Heut' aber war der Schlag, der sie getroffen hatte, zu unerwartet, zu schwer gewesen und sie saß unter dem Haselgesträuch, das die kleine Pforte verbarg, bis die Sonne sich schon zum Untergange neigte. Eine rufende Stimme hatte sie wohl gehört und erkannt, es war die Amme, welche nach ihr ausgeschickt war und sie vergebens auf dem Waldrunde, ihrem frühern Lieblingsplatze, gesucht hatte — aber Folge zu leisten, dazu hatte sich das traurende Kind nicht entschließen können.

Alles war wieder still geworden. Der Abendwind machte sich auf und fing an, vernehmlich im Gebüsche zu rauschen; in den hohen Bäumen flatterten die Vögel noch und sangen — Louise erhob

sich zögernd, strich die Locken zurück, die ihr über das gesenkte Antlitz gefallen waren, und blickte mit einem flehenden Ausdruck ihres thränenvollen Auges gen Himmel. Es war ein stummes, inniges Gebet — wie lieblich war das jungfräuliche Kind in diesem Momente!

Auf einmal erschrack sie: Hufschlag hatte ihr Ohr getroffen, naher Hufschlag, und dabei ein unterbrochenes Klingen, wie Stahl gegen Stahl — Waffenklang! Sie trat zu der Pforte, sie mußte wissen, wer sich hier nahte, ihr Herz klopfte, aber es war nicht vor Furcht. Ihre Hand zog den Riegel zurück, öffnete schnell die niedrige Thür, und wie sie durch deren Wölbung hinaustrat, stand sie wenige Schritte von einem Reiterhaufen entfernt, dessen Anblick wie ein Zauber auf sie wirkte. Es war ein großer, stattlicher Herr auf einem mächtigen Schimmel, welcher an der Spitze geritten kam, er trug ein dunkelblaues, schmuckloses Kleid, auf seinem Haupte einen breit aufgeschlagenen Hut mit wallenden Federn, unter welchem langes, reiches Haar in natürlichem Fall, ohne durch Puder entfärbt zu sein, auf den weißen Kragen niederfloß: das Gesicht war ernst und markig, und der Blick, mit welchem er die plötzliche

Erscheinung des zarten, jungen Mädchens in der Mauer wahrnahm, glich dem eines Adlers. Die erste Anwandlung Louisens war zu fliehen, aber die Stimme des Reiters klang so freundlich: „Fürchte Dich nicht, Kind!" daß sie wieder umkehrte und vertrauensvoll zu dem fremden Herrn aufsah, der sein Roß vom Wege ablenkte und dicht vor ihr halten blieb. Sein Wink ließ auch die Reiter halten.

„Wem gehört dieses Schloß?" fragte er mit einem, der hiesigen Mundart fremden, aber wohlklingenden Tonfall.

„Meiner Mutter, der Frau von Mosbach," antwortete Louise mehr und mehr staunend — ihr war, als habe sie diesen Mann schon irgend gesehen oder von ihm gehört.

„Ich sehe, der Feind hat auch hier arg gehaust — wird Deine Mutter mir und wenigen Begleitern eine Nachtherberge gewähren können? Meine Reiter sollen draußen lagern."

„Gewiß, Herr. Meine Mutter wird Euch gern aufnehmen — Ihr seid doch ein Deutscher?"

Der Fremde lachte. „So Deutsch, Mädchen, daß es mir selbst Schaden bringt!" sagte er. „Wie heißt Du, artiges Kind?" Sie nannte ihren Namen.

„Louise!“ wiederholte er mit einem ganz eigenen Ausdruck. „Das ist ein lieber, treuer Name. Gott segne ihn! — Melde mich bei Deiner Mutter, gutes Kind, während ich den weiteren Weg nehme.“

„Wie melde ich Euch, Herr?“ fragte Louise.

Der Fremde besann sich einen Augenblick, dann sagte er: „Du willst nur einen Deutschen einlassen, und ein Deutscher darf keine Unwahrheit reden. Melde mich denn Deiner Mutter: ich heiße Friedrich Wilhelm von Hohenzollern.“

Zwölftes Kapitel.

Im großen Saale des Schlosses strahlten die Kerzen reich und festlich, wie seit vielen Jahren nicht, ihr Licht spiegelte sich in den Rüstungen und Waffenstücken, welche den Hintergrund schmückten, noch heller aber in dem polirten Silbergeschirr der Tafel, an welcher Frau von Mosbach ihren hohen Gast mit seinem kleinen, erlesenen Gefolge bewirthete. Sie hatte ihr kostbarstes Gewand angelegt und Perlen, was sie lange nicht gethan, in ihr braunes Haar gewunden, auch sonst Alles gethan, um ihrem Hause Ehre zu verschaffen, denn es war wirklich der Kurfürst von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, den die Geschichte später den Großen genannt, welcher zu Wilsheim um ein Nachtlager angesprochen hatte. Die Hülfsvölker, welche er dem Deutschen Heere zuführte, das mittlerweile allerdings den Rhein überschritten,

aber drüben sich hatte zum zweiten Male von Turenne schlagen lassen, waren im vollen Marsche auf Straßburg, geführt vom Derfflinger — wer kennt den berühmten Helden nicht! Dieser führte die brandenburgisch-lüneburgischen Truppen, 25,000 Mann stark, gen Straßburg, der Kurfürst aber hatte sich mit einem kleinen Gefolge und einer Reiterschwadron von ihm getrennt, und erzählte an der Tafel seiner Wirthin, an deren Seite er saß, daß ihn sein Vetter Karl Ludwig von der Pfalz selbst zu diesem Seitenzuge veranlaßt habe, damit er sich von dem maaßlosen Elend, das die mordbrennerische Hand des Feindes über das Land gebracht, überzeuge, auch solle hier ein pfälzisches Reiterregiment, das der Kurfürst noch zurückbehalten, unter die Befehle des neuen Oberfeldherrn des deutschen Reiches treten.

Die Idee lag nahe, bei dem bevorstehenden Einfall in Frankreich für jene Verwüstung Rache zu nehmen und einer der Generale, welche den Kurfürsten begleitet hatten, äußerte sie auch, empört wie er war; aber Friedrich Wilhelm sagte lächelnd: „Das ist Euer Ernst nicht, Graf Golz. Was müßte unsere freundliche Wirthin von uns Märkern denken, wenn sie an die Wahrheit Eurer Drohungen glaubte? Ich kenne

Euch besser und bürge für Euch. Nehmt Ihr meine Bürgschaft an, Frau Wirthin?"

Frau von Mosbach antwortete mit gewandter Rede; sie unterhielt überhaupt ihre Gäste fein und vornehm, nirgend das Maaß edler Weiblichkeit überschreitend, und Alle, selbst die älteren Officiere vom märkischen Adel, welcher noch immer sein kerniges, derbes Wesen wenig gesittet hatte, waren bald von der anmuthigen Frau ganz bezaubert. Wer sie aber recht kannte, der sah, daß sie doch nicht mit ganzer Seele bei der Unterhaltung war und ihr Auge in manchem Moment, wo sie nur schweigend zuzuhören schien, einen zerstreuten schwermüthigen Blick annahm. Der Oheim, welcher ihr gegenüber saß, bemerkte das nur zu gut und wußte auch um die Ursache, denn bei seiner Heimkehr hatte ihm die Amme aufgelauert, hatte ihm Alles erzählt und ihn dringend gebeten, ihre Lüge nur vor der Hand gelten zu lassen — das Fräulein habe es ihr ebenfalls versprochen, mit der Zeit werde sich wohl Rath finden, auch könne ja doch der Schliepmann falsch berichtet gewesen sein. Das war ihr zur Entschuldigung und zum Trost erst nachträglich eingefallen, und seit der Schliepmann, der eigentlich schon todt gewesen, wiedergekommen war,

galt ihr nichts mehr für unmöglich. Dem guten Onkel aber wollte dieser Trost nicht einleuchten, und es war ihm sehr schwer geworden, die aufrichtige Betrübniß, die auch er um den armen Ulrich fühlte, in Schranken zu halten, als er kurz vor der Tafel — zum Glück nur auf wenige Minuten — mit seiner Nichte zusammengekommen war und sie ihm wiederholt hatte, was ihr die Amme berichtet. Die Sorge für den fürstlichen Gast hatte sie dann aber gleich beschäftigt, und auch der Onkel war eilig gewesen, um sich in schickliches Costüm für die Abendtafel zu setzen, an welcher er neben der Dame vom Hause als ihr Curator die Honneurs zu machen hatte. Tadellos war seine Toilette, der seidene Leibrock, den er angethan, stammte noch aus Paris, und seine Stickerei bekundete eine Meisterhand; die weiße Cravatte, deren Zipfel von Brabanter Spitzen durch einen funkelnden Diamantring gehalten wurden, war von blendender Frische — er schämte sich fast, wenn er seine Eleganz mit dem einfachen Soldatenkleide des Kurfürsten, von tüchtigem dunkelblauem Tuch, verglich. Aber so sehr er sich dadurch auszeichnete und in jedem seiner Worte den Cavalier von vollendeter Weltbildung verrieth, widmete sich doch der fremde Gast, wenn er nicht mit

Frau von Mosbach sprach, fast nur deren Tochter, welche auf seinen ausdrücklichen Wunsch an seiner anderen Seite Platz genommen hatte, verschämt und befangen, wie sie sich noch nie gefühlt.

„Euer Töchterlein heißt Louise," hatte der Kurfürst zu der Mutter gesagt. „Das ist mir ein lieber, vertrauter Name." Seine erste, unvergeßliche Gemahlin hatte so geheißen, Henriette Louise, die Tochter des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien, unter welchem er einst als Jüngling den Krieg gelernt — die fromme Fürstin, welche sich auch im Gedächtniß späterer Geschlechter verewigt durch das erhabene Kirchenlied, das sie gedichtet hat: „Jesus, meine Zuversicht ꝛc." — dessen heilige Klänge noch heut' manchen Erdenpilger zur letzten Ruhestätte begleiten.

Es war eine kleine Pause eingetreten, und der Oheim glaubte sie füllen zu müssen. „Wer wird das pfälzische Regiment führen, das hier zu Euer Kurfürstlichen Durchlaucht stoßen soll?" fragte er.

„Oberst von Degenfeld," antwortete der Kurfürst.

Bei diesem Namen erbebte seine Nachbarin, und die Röthe, welche die lebhafte Unterhaltung auf ihre Wangen gerufen hatte, wich plötzlich, als habe die Hand des Todes sie berührt und die Rosen in Lilien

verwandelt. Auch Louise war betroffen, aber der Kurfürst bemerkte das so wenig, als die Bewegung ihrer Mutter, welche Allen, die ihnen gegenüber saßen, nicht entging, wohl aber fiel ihm das Benehmen des alten Herrn von Theinau auf, der ganz aus der Fassung gekommen schien, nicht sowohl durch den genannten Namen, sondern durch den Eindruck, den er auf Johanna machte. Der Fürst sah, daß es damit eine besondere Bewandniß haben mußte, war aber zu feinfühlend, danach zu forschen, und wollte das Gespräch in anderer Weise wieder anknüpfen, als Johanna selbst das Wort nahm.

„Gnädigster Herr —" begann sie mit einer Stimme, welcher sie kaum klaren Klang zu geben vermochte — „mir ist kein Oberst von Degenfeld bekannt. Mein Vetter, der General und geheime Rath des Kurfürsten, ist vor wenigen Tagen, wie ich heute gehört, gestorben —"

„Ganz recht, das ist der treffliche Kriegsmann, der im Dienst von Venedig beide Augen gegen die Türken verloren. So seid Ihr verwandt? Dann aber müßt Ihr doch den Sohn kennen?"

„Oberst von Degenfeld?" sagte Johanna mit stockendem Herzen.

„Sein Fürst hat ihm den Befehl über das Reiterregiment anvertraut, er ist noch jung an Jahren, aber nicht ohne Kriegserfahrung, wie mein Vetter mir gesagt, und von ernstem, ritterlichem Wesen. Kennt Ihr ihn gar nicht?"

„Doch — aber —"

„Wir hörten," nahm Herr von Theinau für seine Nichte das Wort, „daß er — krank, es hieß sogar, sehr krank sei —"

„Davon ist er genesen. Ich habe ihn gestern erst gesprochen. Er sieht noch blaß und leidend aus, aber er fühlt sich ganz gesund, und die freie Kriegsluft wird ihn schon stärken."

Ohne zu wissen, was sie that, ergriff Louise die Hand des Kurfürsten und küßte sie — aufjauchzen hätte sie mögen, dem Herrn zu Füßen fallen; als sie aber inne wurde, was sie gethan, erschrack sie heftig und machte eine Bewegung, als wolle sie aufspringen und entfliehen. Der Kurfürst hielt ihren Arm fest und lächelte ihr gütig zu; unter seinen Begleitern machte sich eine offene Theilnahme bemerklich, nur Onkel Theinau glaubte in die Erde sinken zu müssen über das Betragen des Kindes.

„Ich verstehe jetzt —" sagte der Kurfürst freund-

lich, indem er sich zu Frau von Mosbach wandte, deren Auge mit einem leuchtenden Blick des Dankes dem seinigen begegnete. „Ihr waret in Sorge um Euren Verwandten, und ich freue mich, daß ich Euch darüber die vollste Beruhigung geben kann. Er war allerdings sehr krank, wie mir der Kurfürst gesagt hat, die Aufopferung, mit der er sich der Pflege seines Vaters geweiht, an dessen Bett er viele Nächte gewacht, hat ihn endlich selbst auf das Siechbett geworfen, und der Tod seines Vaters, den man ihm nicht verheimlichen konnte, ist wohl auch Ursache gewesen, daß er sich nur so schwer erholen konnte. Ihr seht, ich bin genau unterrichtet — mein Vetter sprach mit großer Vorliebe von Eurem Verwandten und empfahl ihn mir als seinen Obersten, der den pfälzischen Waffen Ehre und Ruhm bringen werde.“ Friedrich Wilhelm kannte das Verhältniß seines Vetters von der Pfalz zu dem Hause Degenfeld gar wohl, und ließ auch der Raugräfin, deren Werth bei dem großen Aufsehen, das ihre Ehe in ganz Deutschland gemacht, erkannt worden war, volle Gerechtigkeit widerfahren, aber dennoch war sein Rechtsgefühl zu lauter, um sich nicht dagegen zu sträuben, daß eine zweite Ehe vor gültiger Trennung der ersteren, wie

es doch hier unläugbar geschehen war, durch kirchlichen Segen zu schließen sei, und so erwähnte er des Verhältnisses gar nicht. Er stimmte darin ganz, ohne es zu wissen, mit den Gefühlen seiner jungen Wirthin überein, die bei all' ihrem leichten Blute doch streng dachte.

„Ihr werdet Euch vielleicht morgen schon mit eieigenen Augen von der Herstellung Eures Vetters überzeugen können," setzte der Kurfürst hinzu. „Er marschirt in geringer Entfernung von hier vorbei und wenn er nicht, wie ich hoffe, von selbst kommt, so werde ich ihn von der Musterung, die ich über sein Regiment zu halten gedenke, hieher senden, damit er die theilnehmende Besorgniß seiner Verwandten zerstreuen kann. Vor Straßburg holt er das Regiment leicht wieder ein."

So angenehm die Unterhaltung noch war und durch Frau von Mosbach jetzt mit aufsprühendem Geiste belebt wurde, auch Herr von Theinau, ganz beglückt über Alles, was er wahrgenommen und danach zu hoffen hatte, die Fülle seiner Conversationsgabe leuchten ließ, sehnte sich doch Louise mit Ungeduld nach dem Ende der Tafel. Kaum war sie aufgehoben, und die übliche Complimentirung in vollem

Gange, so schoß das junge Mädchen aus dem Saale wie ein Pfeil, flog über den Corridor und riß die Thür der Kammer auf, wo sie die Amme zu finden wußte. Diese erschrack sich über den Ungestüm ihres Eintretens, noch mehr aber, daß ihr Louise um den Hals fiel.

„Ihr erwürgt mich!“ rief sie — von dem vertraulichen Du der Kinderjahre hatte sie nun endlich Abschied genommen.

„Amme! Es ist nicht wahr — der Schliepmann hat gelogen — er verdient den Galgen noch dreimal —“

„Was ist denn? Was habt Ihr denn?“ fragte die Amme, welche sich losgerungen hatte und ihre Haube zurecht schob.

„Mein Vetter Ulrich ist nicht todt — der Kurfürst hat ihn gestern noch gesprochen — er wird herkommen!“

„Hat er gelogen, der nichtswürdige Schelm!“ rief die Amme. „Was denn? Und der alte Herr von Degenfeld?“

„Der ist gestorben, siehst Du! Krank ist mein Vetter Ulrich gewesen und darum hat er nicht zu uns kommen können, nun aber ist er gesund und der

Kurfürst will ihn, wenn er nicht morgen von selber kommt, herschicken, und der Wendelin braucht den weiten Ritt nach Schwaben nicht zu machen!"

„Hab' ich also doch Recht gehabt?" sagte die Amme triumphirend. „Mir war's gleich, als riefe mir's mein heiliger Engel zu: das sollst Du sagen, und so wird's wahr sein!"

„Also schilt mich nicht, wenn mir auch mein Engel zeigt, was geschehen soll — wie ich den Kurfürsten leibhaftig schon gesehen habe beim hohen Kreuz, kein Mensch hat mir's glauben wollen!"

„Glaubt's Euch auch noch nicht kein Mensch! Denn Ihr habt ihn ganz anders beschrieben —"

„Wie meinen Vater — ja," sagte Louise sinnend. „Dem glich er — mir war Alles undeutlich."

„Also Herr Ulrich lebt!" fing die Amme wieder an. „O, nun wird er ein hohes Alter erreichen, denn wenn Einer erst einmal todt gesagt ist, dann lebt er bis in alle Ewigkeit!"

Mit diesem Troste, der ihre Freude noch erhöhte, kehrte Louise zu ihrer Mutter zurück, welche sie nun allein fand; der Kurfürst hatte sich, von Theinau geleitet, mit seinem Gefolge in die für ihn bereiteten Gemächer zurückgezogen. Ein rechtes Aussprechen

war aber heut' nicht mehr möglich, auch hielt es Louise für besser, der Mutter von der falschen Nachricht, welche sie selbst so tief betrübt hatte, nicht eher etwas zu sagen, als bis sie Ulrich gesehen haben würde. Sie sprachen von ihm, wie sich von selbst versteht, noch lange, und spät in der Nacht erst senkte sich der Schlummer — so süß und friedlich heut'! — auf Johanna's Augenlider.

Der Kurfürst brach am andern Morgen auf, als kaum das Frühroth auf den höchsten Berggipfeln leuchtete. Frau von Mosbach überraschte ihn durch ihre Erscheinung im Saale, wo sie noch einmal ihm den Pokal kredenzte, sie war so frisch, lieblicher noch als gestern — es blieb dem edlen Fürsten eine der wohlthuendsten Erinnerungen aus seinem Feldzuge am Oberrhein, wo ihm sonst wenig Freude beschieden war. Wiederum hatte er mit dem alten Fluch unseres Volkes zu kämpfen, der Eifersucht und Entzweiung der Stämme, nirgend einmüthiger Beschluß, kräftiges Zusammenwirken — viel kleine Fürsten beim Heere, die sich des Hoheitsrechts über ihre Handvoll Truppen nicht einmal für die kurze Dauer eines Feldzuges begaben, wo es doch die Ehre und das Heil des Reiches verlangten! Wird es je besser werden?

Gott sei Dank es ist besser geworden 1870

Wird Europa jemals wieder die Gesammtkraft der Deutschen Staaten, unter verschiedenen Bannern zwar unbestrittener Souverainetät, aber unmittelbar gelenkt von Einem Feldherrn aus der Reihe seiner Fürsten, sei es ein ritterlicher Kaiser oder ein anderer Herr von gleich hoher Gesinnung, für Deutschlands Macht und Ehre, in Waffen erblicken, nicht zu ungerechtem Angriff, sondern zur Wahrung des Rechts für das gemeinsame Vaterland? Gott lenkt die Geschicke — wir wollen ihm vertrauen.

Als der Kurfürst von Brandenburg Wilsheim eben verlassen wollte, kam der Reiter, den er als Ordonnanz gestern Abend gleich nach Aufhebung der Tafel abgeschickt hatte, nach einem starken Nachtritte, wie ihm befohlen, zurück. Er brachte die Antwort von dem pfälzischen Obersten, daß er unverzüglich gehorchen werde.

„Ich habe Euren Vetter gleich hieher beordert," sagte der Fürst lächelnd zu Frau von Mosbach, „er wird mich hier suchen, ich kann aber nicht auf seine Ankunft warten. Sagt ihm das, wenn er kommt, und daß ich sein Regiment erst bei Straßburg mustern werde: ich habe vorher noch Manches zu thun. Er

soll sich also mit seiner Abreise von hier nicht übereilen, ich gebe ihm vollen Urlaub."

Frau von Mosbach küßte ihm die Hand, ihre Tochter weinte, als der Kurfürst schied, von den Segenswünschen des reich beschenkten Hofgesindes begleitet. Herr von Theinau gab ihm zu Pferde das Ehrengeleit bis über die Marksteine der Besitzung hinaus, und wurde hier gnädig entlassen.

„Dort kommt der Oberst von Degenfeld schon," sagte einer der Generale während dieses Aufenthaltes.

„Wirklich!" rief der Kurfürst. „Nun dann wartet ihn ab, Herr von Theinau, und nehmt Euren Vetter gleich mit. Wir reiten ihm entgegen." So geschah es.

Johanna wußte, daß Ulrich kommen werde, und doch verlor sie im ersten Momente die Fassung, als sie ihn mit ihrem Oheim durch das Thor einreiten sah. Ihre Tochter ließ sich nicht abhalten, hinaus zu eilen, um ihn zuerst zu begrüßen. Doch war sie nicht das wilde Vöglein mehr, wie er sie früher gesehen hatte; sie kam ihm freudestrahlend zwar, aber nicht im Lauf, wie sonst, entgegen, und ihre Stimme klang nicht mehr mit dem hellen Lerchenton, sondern

weicher, inniger. Rasch schwang er sich vom Pferde, das ihm der herbeigelaufene Wendelin abnahm, noch ehe sein bewaffneter Reiter diesen Dienst versehen konnte.

„Bist Du gesund?“ war Louisens erste Frage, und da er es, ihre Hand herzlich fassend, bejahte, setzte sie hinzu: „Sie haben gesagt, Du seiest gestorben — um so länger wirst Du leben! O, komm nur, wie lange warten wir auf Dich!“

Er folgte ihr und Wendelin machte sein Gretl, das auch hinzugetreten war, auf das kranke Aussehen des Herrn aufmerksam. „Schad't nichts!“ sagte sie. „Er ist doch schön! Und wie steht ihm das Lichtblau — nun kann er sich eine Frau mitnehmen.“

„Dummheit!“ rief Wendelin. „Wenn's in den Krieg geht, eine Frau mitschleppen!“

„Besser eine ehrlich angetraute, als eine schwarze Zigeunerin!“ versetzte sie lachend und lief ihm davon.

In Johanna's Zimmer saß unterdessen Ulrich an der Seite der Frau, die ihm das Theuerste auf Erden war, mit ihr allein, denn der Oheim hatte sich unter irgend einem Vorwande entfernt und Louise war, kein Arg habend, als sie die Mutter mit Ulrich im lebhaften Gespräch sah, still hinausgegangen. Augen-

blicklich verstummte dieser und dieses plötzliche Schweigen machte Johanna verlegen, so daß sie vergebens nach einem unbefangenen Worte suchte, um es zu unterbrechen.

„Johanna, ich bin Euch Wahrheit schuldig," begann endlich Degenfeld. „Ihr ahnt sie nicht. Sie hat mich fern gehalten von Euch, hat mich abstoßend gemacht, wo Euer harmloser Sinn mich hätte beglücken können, hat mich scheinbar kalt und herzlos gegen Euer Liebstes, Euer holdes Kind, erscheinen lassen, das ich doch hätte auf Händen tragen mögen. Es ist eine alte Schuld, die mich drückte —"

„Nicht doch, Ulrich," sagte Johanna herzlich. „Wir haben nie an Eure Strenge so ganz geglaubt und —" setzte sie mit halb erzwungenem Scherze hinzu, um den Moment vorüber zu führen — „wir haben uns, wie ich fürchte, in unserm harmlosen Leichtsinn nicht stören lassen. Ihr seht, ich beichte Euch ebenfalls."

Er faßte ihre Hand. „Ich muß mit Euch von alten Zeiten reden. Was jetzt mein Herz bewegt — und was Ihr längst erkannt haben müßt, Johanna —?" Er hielt einen Augenblick inne, ihre Hand zitterte in der seinigen und eine reizende Glut

färbte ihre Wangen, sie antwortete nicht, aber ihr gesenktes Auge und ihr Erröthen sprach genug, um ihn mit lichter Freude zu füllen. Doch gab er dieser nicht Raum, sondern fuhr fort: „Was ich jetzt fühle, kann ich — wenn Ihr mich nicht verstoßt — der ganzen Welt offenbaren; es gab aber eine Zeit, wo dieses Gefühl — ein schweres Unrecht war, ich aber habe es gehegt, seit ich Euch zuerst gesehen habe und Ihr wißt vielleicht nicht mehr, daß es war, als Ihr mit meinem Vetter Max vor den Altar tratet!“ — Er hatte die letzten Worte mit sinkender Stimme gesprochen und schwieg; auch Johanna, ihrer letzten Fassung beraubt, saß bebend und stumm.

„Ich habe redlich gekämpft, mein Gefühl zu unterdrücken, doch davon will ich nicht reden,“ sprach er nach einer Weile weiter. „Als Max Euch verließ und mir die Standarte seiner Schwadron anvertraut wurde, gelobte ich mir, ihn so treu, wie das heilige Feldzeichen zu bewachen, und daß ich es nicht vermochte — das ist es, was ich als eine Strafe ansehen mußte, was mir neue, schwerere Kämpfe bereitete, ob ich mich nun dem Zuge des Herzens hingeben dürfe, der plötzlich frei, aber noch immer mit drohenden Zweifeln beängstigt war. Ihr wißt Alles, daß

ich in jenem hin und her wogenden Reitergefecht mich dazwischen warf, als ich Max umringt sah, daß ich dabei selbst von dem Grafen Kreuth im persönlichen Kampfe von Max abgedrängt und durch seine überlegene Kraft, ich noch ein junger Mensch, verwundet wurde, meine Standarte fest haltend im linken Arm vom Pferde stürzte und — was weiter geschah, nicht mehr sah. Die Ungewißheit aber, die wie ein Fels die langen Jahre hindurch auf meiner Brust gelegen, die mich düster und freudlos gemacht, und zwischen Hoffnung und Resignation meinen einsamen Weg gehen lassen — diese Ungewißheit ist gelöst, Johanna. Ich war bei Kreuth."

Johanna zuckte bei diesem Namen auf. — „Wann?!" rief sie.

„Auf meiner Sendung zum Marschall Turenne, ehe dieser den Rhein überschritten hatte. Ich erfuhr im Lager, daß er schwer krank angekommen sei und nach seinem Erbgute geschafft werden solle; es gelang mir, kaum eine Stunde vor seiner Abreise, ihn noch zu sehen. Meine geliebte Johanna, forschet nicht weiter. Laßt mich verschweigen, wie ich ihn gefunden habe! Ich weiß aber nun aus seinem eigenen Munde, daß er — die schwere Sünde an Euch

begangen; ich wollte Euch die düstere Wahrheit wenigstens nicht unvorbereitet geben, sondern mündlich, da rief mich die Pflicht zu meinem Vater, und ich kann es erst heut' thun. Aber faßt Euch, Johanna — es ist ja nur die Gewißheit dessen, was Ihr längst geglaubt, und wir wollen das Gottesgericht, wie er selbst in der furchtbaren Stunde, die ich bei ihm verlebte, sein Schicksal genannt hat, in Demuth erkennen."

„Sagt mir Alles! Wie hat Max geendet?" bat Johanna unter heißen Thränen. „Ihr habt mir die Wahrheit versprochen."

„Er war, da ihm das Pferd erschossen, gefangen worden — Kreuth kam dazu — so sagte er selbst in rasendem Wüthen gegen sich und sein Schicksal — Max erkannte ihn, rief ihn an, ergab sich ihm, dem Deutschen, wenn auch dem alten Feinde! Und Kreuth — — hieb ihn nieder." Was der Abtrünnige, welchen Ulrich in tobender Raserei, dem Irrsinn nahe getroffen, über den Beweggrund seiner Frevelthat gesagt, verschwieg dieser; Johanna, welche nicht darüber zweifelhaft sein konnte, fühlte es in tief erschütterter Seele, daß es um ihretwillen geschehen sei.

Zeit war jetzt nicht, für Ulrich, nach diesen furcht-

baren Erinnerungen an sich selbst und seine Hoffnungen, welche wie Blumen auf einem Todtenhügel ersprießen wollten, zu denken — und die Rückkehr des Oheims unterbrach jedes weitere Aussprechen. Herr von Theinau bemerkte nicht die Stimmung der Beiden, im Gegentheil, da er sie so vertraut bei einander sitzen sah, glaubte er fest, daß sie sich endlich verständigt hätten. Er war darüber so glücklich, daß er gleich keck fragte, was denn das heißen solle, daß sein Reiter mit seltener Obstination das Absatteln refüsire?

„Ich darf nicht weilen — heut' nicht!“ erwiederte Ulrich.

„Aber Ihr kommt wieder? Nicht wahr, Johanna, er kommt wieder! O, wir wissen das, mon ami. A propos, was wird denn nun aus der guten Liesi?“ fragte der Oheim mit einem Seitenblick auf Johanna, welche mit ihren Gedanken fern weilte und seinem Scherze nicht zugänglich war.

Ulrich verstand ihn noch weniger und erwiederte ernsthaft, daß seine Cousine eine Aufnahme bei der Tante auf der Friedrichsburg gefunden habe, welche dem treuen Mädchen nach Kräften vergelten wolle, was sie als Pflegerin und Führerin ihres erblindeten Bruders gethan.

Auch Louise fand sich wieder ein und war sehr betrübt, als sie hörte, daß Ulrich nicht länger bleiben könne. Dieser lehnte Johanna's Einladung, wenigstens den heutigen Tag noch zu weilen, sanft ab und nahm nun einen raschen Abschied. Die offene Erklärung, welche der Oheim noch für sich erwartete, blieb aus, und er vertröstete sich nun, wenn der rechte Moment kommen werde, auf das Geständniß seiner Nichte. Aber auch dieses blieb aus — er wurde vielmehr, als er die erste Anspielung wagte, durch Johanna's unbegreifliche Zurückhaltung so eingeschüchtert, daß er sich keine zweite erlaubte.

In den Krieg wäre Niemand lieber mitgezogen, als Wendelin. Aber er wußte, daß er daheim seiner Herrschaft nöthig war und daß er, wenn die Franzosen wieder herüber kämen, hier seine alte gute Klinge besser gebrauchen könne, als wenn er als gemeiner Kürassier im Gliede ritte; auch mochte seine bevorstehende Hochzeit mit Gretchen, welche die gnädige Frau ausstatten wollte, dazu beitragen, ihn zu beruhigen. Auch wir folgen dem Heere, welchem sich Ulrich Degenfeld mit seinem pfälzischen Reiterregiment anschloß, nicht in den Krieg. Wer davon lesen will, wie dem großen Kurfürsten von Brandenburg

keine freie Disposition über die verbündeten Streitkräfte gegeben war, der mag das Buch der Geschichte aufschlagen — hätte der Held seinen eigenen Eingebungen unbedingt folgen dürfen, so würde seine Energie, wie er später gegen die Schweden gethan, die künstlichen Operationen seines Gegners gewiß durch einen kräftigen Offensivschlag durchkreuzt haben. Aber die Hemmnisse, welche wir früher schon angedeutet, ließen ihm keine freie Hand, und im folgenden Jahre rief ihn der Einfall der Schweden, welche ihm Frankreich auf den Hals gehetzt, in seine Erbstaaten zurück, wo er die unvergänglichen Lorbeern von Fehrbellin pflückte. Der Feldzug dieses Jahres, 1675, führte zwar Turenne noch einmal auf das diesseitige Ufer des Rheins, nahm aber seine Kräfte ganz in Anspruch, so daß die Drohung, ein Strafgericht für den Widerstand der Einwohner zu verhängen, nicht ausgeführt wurde: sie war auch wohl nie ernstlich gemeint gewesen.

Nach Turenne's Tode bei Saßbach währte der Krieg noch vier Jahre und forderte manches Opfer, aber Ulrich Degenfeld blieb verschont. Von Zeit zu Zeit, da sich die Operationen auf keinen entfernten Schauplatz ausdehnten, konnte er Nachricht in die

Heimath senden, und als die Truppen Winterquartiere bezogen, kam er selbst nach Wilsheim zurück. Da wurde der Bund der Herzen, welcher durch keine bindende Erklärung, aber dennoch längst geschlossen war, endlich in gegenseitiger Neigung gekrönt, und der Kurfürst gab gern seine Einwilligung zu der Verbindung, welche jedoch erst nach dem Frieden durch den Segen der Kirche wirklich geknüpft werden sollte. Diesen erlebte Karl Ludwig nicht mehr. Ein Jahr vor Abschluß desselben starb seine geliebte Maria Susanna und mit ihr schien ihm seine Thatkraft, seine heitere Laune auf immer genommen. Da riethen ihm, die ernste Stimmung benutzend, Viele, sich mit seiner ersten, zu Kassel lebenden Gemahlin zu versöhnen. Aber er konnte ihr nicht vergessen, daß sie einst seiner Geliebten mit der Pistole in der Hand den Tod gedroht, und nur Graf Wolf von Hohenlohe, welcher der Fürstin die Waffe entrissen und aus dem Fenster abgefeuert, das Schrecklichste verhütet hatte. „Vergeben kann ich ihr wohl," sagte er, „aber vergessen, das habe ich nicht in meiner Gewalt." Auch folgte er der theuren Frau, die sein Leben beglückt hatte, nach Jahresfrist — auf einer Reise vom Schlagflusse getroffen, starb er unter einem Laubdache

fruchtschwerer Weinreben, wo man ihn niedergelegt hatte. Sein Sohn, der neue Kurfürst Karl, überlebte ihn nur fünf Jahre — er war der Letzte aus dem Hause Pfalz-Simmern.

Nach dem Frieden von Nymwegen hatte die Vermählung Ulrich's mit Johanna Statt gefunden, und zehn Jahre genoß das junge Paar ungestört das reinste Glück der Erde. Da war es ihrem Herzen ein Bedürfniß gewesen, sich mit dem Widersacher, von dessen Schicksal keine Kunde mehr zu ihnen gekommen war, zu versöhnen. Wendelin wurde zu ihm geschickt mit einer Botschaft, mit Briefen von seiner Herrschaft. Er kehrte aber unverrichteter Sache zurück. Kreuth lebte noch in seinem wüsten Freihofe hinter Philippsburg, aber in welchem Zustande! Seit der Periode wüthenden Tobens, in welcher ihn Ulrich noch gesehen hatte, war er still geworden, schauerlich still. Der Arm, mit welchem er einst die That, die ihm das Weib seiner glühenden Leidenschaft frei machen sollte, begangen, war ihm gelähmt, daß er ihn nicht zu dem geringsten Thun mehr gebrauchen konnte: er hatte das selbst ein Gottesgericht genannt. Sein Geist, vom Scheitern all' seiner Pläne, die er mit Aufopferung selbst des Seelenheils verfolgt hatte, bis zur

Verzweiflung überreizt, war durch die Gewalt seiner Fieberkrankheit dem Irrsinn verfallen, der jetzt nur eine thierische Existenz in dumpfem Hinbrüten erlaubte. So pflegte ihn die Tochter des namenlosen Volkes, welche einst von ihm, dem sie Alles geopfert hatte, ihrem Stamme entrissen worden, und für die heiße Liebe bei harter Behandlung und niederm Dienst vor der Zeit gealtert war. Nur die Landleute der nächsten Umgegend, die ihr Lebensbedürfnisse brachten, wußten um ihr Dasein; wenn ein Fremder sich zufällig zu dem wüsten Hofe, der abseits von der Landstraße lag, verirrte, fand er gewiß die Pforte verschlossen, und auch Wendelin, als er ihn endlich gefunden hatte, würde vergebens angeklopft haben, wenn nicht die Frau, hinter versperrtem Laden hervorlauschend, ihn plötzlich wieder erkannt hätte. Einen Augenblick stand sie, wie von einem Blitze geblendet. Eine sonnige Haide ging vor ihrer Seele auf, Cither- und Cymbelklang glaubte sie wieder zu hören, dort regte sich das laute Treiben im Lager ihrer Horde — weiterhin stand eine einsame Puszta, und einen Reiter erblickte sie, einen jungen Roßhirten, der auf windschnellem Pferde seine Weidestrecken umkreiste — nun ritt ein mächtiges Geschwader auf: kaiserliche

Kürassiere. — — Und mit Thränen im Auge, welche sie Jahrelang nicht gekannt, mit aufzuckender Hand eilte sie dem fremden Gaste, welcher alle diese Bilder in ihr geweckt hatte, die verschlossene Pforte zu öffnen, damit er sehe, was aus dem stolzen Manne geworden, unter dessen Geschwader er einst zu ihrem Hordenlager gekommen war.

Nur eine kurze Weile blieb Wendelin, aber der Eindruck, den er hier empfangen hatte, verließ ihn nicht, und als er heimgekehrt war und nach abgestattetem Bericht auch seiner jungen Frau Alles erzählt hatte, da war diese nie mehr fähig gewesen, ihn, wie sie sonst so oft gethan, mit der Zigeunerin zu necken.

Zehn Jahre hatte das Glück zu Wilsheim keine Störung erlitten. Louise war unterdessen zur Jungfrau herangewachsen und frühzeitig nach wahrer Herzensneigung vermählt worden. Da kam eine verhängnißvolle Zeit über die Pfalz, welche nun von dem Hause Neuburg beherrscht wurde. Noch einmal wüthete die Hand des Fremden im Lande, und was einst Turenne gethan, war nur ein schwaches Vorspiel davon gewesen: an Melac fand der erbarmenlose Louvois einen freudigeren Vollstrecker seiner

Befehle. Da sanken die alten Kaiserstädte der Rheinpfalz in Asche, da flog die stolze Friedrichsburg zu Mannheim in die Luft, mit ihr die Fürstengruft mit ihren Grabdenkmälern und Särgen — auch Maria Susanna's von Degenfeld, welche hier beigesetzt war. Da wurde selbst das herrliche Schloß zu Heidelberg aufgesprengt, und seine prachtvolle Ruine ist noch das großartigste Monument jener fürchterlichen Zeit. Der Kurfürst hatte das Land verlassen, denn an einen Widerstand war vor der Hand nicht zu denken. Des Kaisers Heere kämpften in Ungarn mit den Türken, und ein Reichsheer konnte am Oberrhein nicht sogleich aufgestellt werden. Dann übernahm zwar wieder ein berühmter Kriegsheld, Markgraf Ludwig von Baden, den Oberbefehl, aber was konnte er wirken, wo sich alsbald wieder das ganze Elend der Deutschen Wehrverfassung damaliger Zeit fühlbar machte? Bei einem einzigen Reiterregiment, zum Beispiel, waren Contingente von 50, sage funfzig, Reichsstädten und Reichsdörfern, und kein einziger dieser unmittelbaren Stände gab seine Einmischung bei seinen Truppen auf! — Da konnte kein Krieg redlich geführt werden.

Mit dem Kurfürsten hatten viele Bewohner die Pfalz verlassen, Ulrich von Degenfeld nicht. Dem Grundsatze seiner hochherzigen Gemahlin treu, hatte er es für seine Pflicht gehalten, mit den armen Leuten, deren Schicksal ihm anvertraut war und die zu ihm in jeder Noth aufsahen, standhaft auszuharren. Und der Lohn blieb nicht aus. Wilsheim und die nächste Umgegend wurde von den Feinden verschont. War es Zufall, oder hatte sich irgend ein höherer Einfluß geltend gemacht, diese Schonung zu bewirken — die erfreuliche Thatsache blieb, ihren Anlaß hat Degenfeld's Haus nie erfahren. Nur der alte Oheim, welcher diese Zeit noch erlebte, ließ sich die Ueberzeugung nicht nehmen, daß der edle Clermont auf solche Weise, in echter Ritterlichkeit, ohne zu prunken und Dank zu fordern, sein früher gegebenes Wort dennoch gehalten habe. Er konnte darin Recht haben.

Auch diese Zeit schwerer Prüfung ging vorüber. Zwar führte das neue Jahrhundert einen neuen furchtbaren Krieg herauf, und französische Heere kämpften wieder — dieses Mal leider in Verbindung mit Deutschen — auf Deutschem Boden, aber die Gegend berührten sie nicht, wo Ulrich und

Johanna mit ihren Kindern nun in stiller Häuslichkeit lebten. Die glorreiche Schlacht von Höchstädt, vom Prinzen Eugen und Marlborough gewonnen, befreite dann Deutschland von den Feinden, und die Kunde der folgenden vaterländischen Siege tönte nur aus weiter Ferne in die ruhige und glückliche Freistatt zu Wilsheim.

Ende des zweiten und letzten Bandes.

Druck von Ferber & Seydel in Leipzig.

Guseck, Bernd <<von>>,

Die Hand des Fremden Historischer Roman

Bd.: 2

Leipzig 1857